



Heimatgruß



**Jahrbuch der
Deutschen aus Litauen**

1964

DER

DEUTSCHE

AUS LITAUEN

LIEST

SEIN HEIMATBLATT

DIE

Heimatstimme

Heimatgruß

Jahrbuch

der Deutschen aus Litauen

für 1964

Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen

Die Fotos stellten liebenswerterweise zur Verfügung: Herr Reinhold Ammon, Gehrden; Herr Studienrat Alfred Cammann, Forschungsstelle für ostdeutsche Volkskunde, Bremen; Herr Woldemar Günther, Salzgitter-Lebenstedt; die Redaktion „Heimatstimme“, Salzgitter-Lebenstedt; Herr Emil Koschek, Bremen; Herr Pastor Waldemar Kostzen, Australien; Herr Erwin Kothke, Hamburg; Frau Edith Kuntfert, Bremerhaven; Herr Eugen Ludwig, Hamburg; Herr Oswald Olechnowitsch, Augsburg, der uns auch die beiden Originale des Vierfarbendruckes besorgte; unsere Patenstadt Nehelm-Hüsten; Frau Stephanie Pivonas-Odyniec, Banleben über Schöningen; Herr Hermann Schreiber, Hamburg; Herr Gustav Becker, Hamburg; Frau Elisabeth Josephi, Sarstedt; Frau Nisius, Gehrden.

Herausgeber: Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen.

Redaktion, graphische Gestaltung, Zusammenstellung,
Bebilderung und Versand:

Elisabeth Josephi, Sarstedt über Hannover - Edith Kuntfert, Bremerhaven
Alfred Franzkeit, Freistatt über Sulingen

Druck: Gerhard Rautenberg, Leer (Ostfriesland)

Zum Geleit

Das rege Interesse für das „Jahrbuch 1963“ sowie der große Erfolg der Veranstaltungen anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen im Bundesgebiet haben deren Lebensfähigkeit deutlich bewiesen. Das verpflichtet deren Organe mit verstärktem Nachdruck und noch mehr Herzenswärme die landsmannschaftlichen Zielsetzungen zu bejahen. Die Prüfungs- und Bewährungsjahre des gesamtdeutschen Volkes sind noch nicht überstanden; auch wir, Deutsche aus Litauen, stehen vor noch unge lösten Aufgaben, dürfen z. B., solange es noch repatriierungswillige Brüder und Schwestern im Osten gibt, nicht in unseren Bemühungen um ihre Überführung nach Deutschland erlahmen.

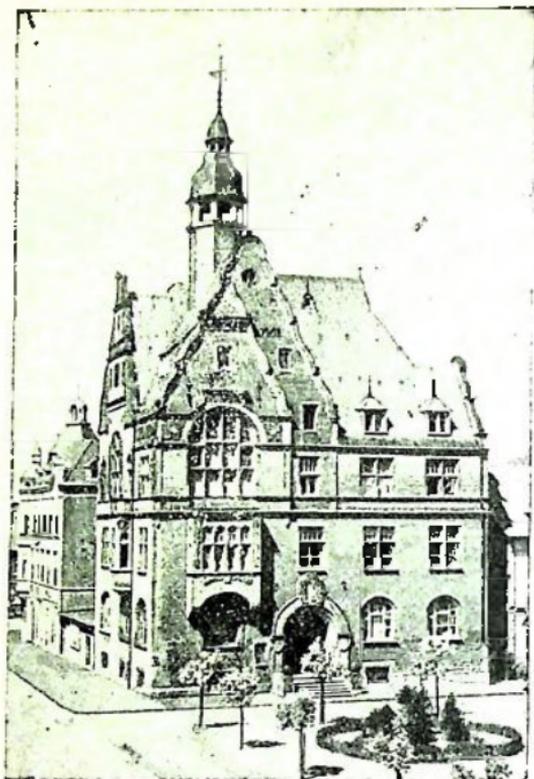
Der vorliegende neue „Heimatruß 1964“ stellt ebenso wie seine Vorgänger ein Treuebekenntnis dar. Sein Erscheinen verdanken wir dem Schaffenswillen der vielen eifrigen Mitarbeiter, namentlich aber dem des unermü dlichen Redaktionsgremiums, bestehend aus Frau Elisabeth Josephi, Frau Edith Kuniert, den Herren Prof. Dr. V. Jungfer, Pastor Alfred Frankeit und Schriftleiter Woldemar Günther; ihnen allen gebührt unser wärmster Dank.

Das Weihnachtsbüchlein will die Deutschen aus Litauen in aller Welt, insbesondere die in fernen Überseeländern befindlichen, anspornen, den Kontakt mit unserer Landsmannschaft weiter auszubauen und intensiver zu gestalten.

Johannes Strauch

Sprecher der Landsmannschaft der Deutschen
aus Litauen

Linz (Rhein), im September 1963



Rathaus Neheim-Husten.

AUCH DIE PATENSTADT GRÜSST

Wieder ist ein Jahr vergangen, und zusammen mit der großen Gemeinde der Leser aus den Reihen der Landsmannschaft erwarten auch wir den „Heimatgruß“ für das Jahr 1964. Es ist uns eine liebe Gewohnheit geworden, in dem Jahrbuch der Landsmannschaft zu blättern und die Gedanken, Erlebnisse und Schicksale unserer Patenkinder, die darin ihren Niederschlag gefunden haben, zu verfolgen, ehe das Büchlein seinen Platz an der Seite seiner Vorgänger in der Stadtbücherei erhält.

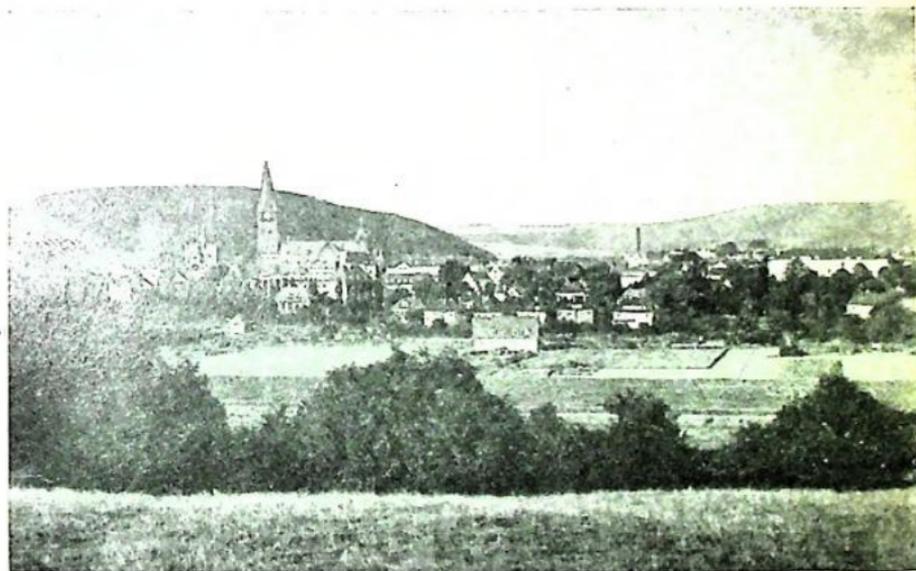
Dankbar sind wir dafür, daß auch uns Gelegenheit gegeben wird, Sie alle, verehrte Leser, auf diesem Wege recht herzlich zu begrüßen. Wenn es auch kaum durchführbar ist, daß Sie alle uns in Neheim-Hüsten besuchen, so hat sich doch der Kreis derer, die es möglich machen konnten, der Patenstadt einen Besuch abzustatten, in den letzten Jahren erfreulicherweise erheblich erweitert. Das ist recht und gut so! Wenn wir dann feststellen konnten, daß Sie sich bei uns „zu Hause“ lühten, erfüllte uns das mit besonderer Freude, Genugtuung und Dankbarkeit. Möge sich diese Entwicklung auch in der Zukunft im Interesse der von uns eingegangenen Verbindung positiv fortsetzen.

In diesem Sinne geben wir dem „Heimatgruß 1964“ unsere besten Grüße und Wünsche mit auf den Weg!

Neheim-Hüsten, im November 1963

Klasmeyer
Bürgermeister

Dr. Evers
Stadtdirektor



Blick auf den Ortsteil Neheim.

FLUCHT

FLUCHT heißt — verlassen alles — Mensch und Tier
und Hof und Tisch und Garten,
Vergangenheit, erhoffte Zukunft —
unter freiem Himmel starten.

FLUCHT heißt — getrieben werden — ohne Schutz —
am Hungertuche nagen,
Zerlumpt, zerrissen sein, sich
müde schleppen, immer Lasten tragen.

FLUCHT heißt — gehetzt und ruhlos weiterziehn —
und ohne warme Stube sein,
Sich sehnen nach Geborgenheit —
nach Wort und Gruß und etwas Sonnenschein.

FLUCHT heißt — auch Gottvertrauen haben,
daß es Tag wird nach der dunklen Nacht,
Und, daß uns Gott ein Fenster wieder öffnet,
der die Tür uns zugemacht.

WANDA DAHLMANN

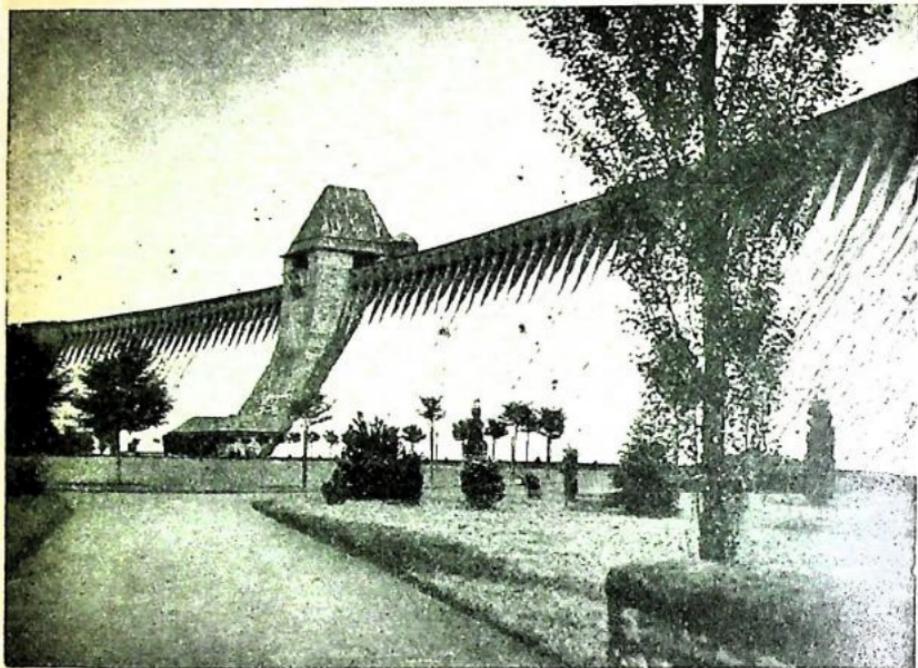
Rückblick und Besinnung

„Die Stadt Neheim-Hüsten hat durch einstimmigen Beschluß der Stadtvertretung vom 2. März 1959 die Patenschaft über die Litauendeutschen — als Zeichen der Verbundenheit und herzlichen Anteilnahme an dem Schicksal dieser deutschen Menschen — übernommen. Die Bürger der Stadt Neheim-Hüsten wünschen, daß unsere Stadt Sammelpunkt werden möge für die heimatvertriebenen volksdeutschen Brüder und Schwestern aus Litauen, damit sie hier bei ihren Treffen das geistige Erbe der Heimat bewahren und pflegen und sich bewußt bleiben, daß das Recht auf Heimat niemals verlorengehe.“

Das, meine sehr verehrten Leser, ist der Wortlaut der Urkunde, die am 10. Oktober 1959 der Bürgermeister der Stadt Neheim-Hüsten dem Sprecher und Bundesvorsitzenden Ihrer Landsmannschaft übergab und die die Übernahme der Patenschaft für Sie alle verbrieft. Stellvertretend für Sie alle hat Ihr Sprecher die Urkunde entgegengenommen.

In die durch diesen Akt begründete Patenschaftsverbinding sind zwei Partner eingeschlossen, die damit eine einmalige Beziehung zueinander aufgenommen haben. Die Faktoren, die sich hier gegenüberstehen, unterscheiden sich in der Fundamentierung wesentlich voneinander. Auf der einen Seite, auf Ihrer Seite: Eine Volksgruppe ohne einen in sich geschlossenen Raum, in der Zerstreuung und damit in der Gefahr des Traditionszerfalls. Auf der anderen Seite: Eine Volksgruppe in ungestörter Ansässigkeit, Geschlossenheit und Kultur.

Aus dieser starken und katastrophalen Ungleichheit in der Lebens- und Kulturlage ergibt sich zwangsläufig für den einen Partner aus der ersten Sorge um die Erhaltung von Traditions- und Kulturwerten, die nicht mehr in ihrem Zusammenhang bestehen, und aus der Not, sein eigenes geistiges und kulturelles Erbe und Leben nicht mehr selbst fördern zu können, die Forderung nach Hilfe und nach einem Beistand, eben nach der Patenschaft. Für den Paten aber ergibt sich daraus die Aufgabe, zu erkennen, daß es bei der Betreuungsaufgabe darauf ankommt, das geistige Gesicht, den Kulturcharakter Ihrer Gemeinschaft zu erhalten, Ihren vaterländischen Leistungsbeitrag nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, kurzum: Ihnen in der Pflege Ihrer Tradition und Kultur jede mögliche Unterstützung zu geben.



Möhnetalsperre-Überlauf bei Neheim-Hüsten.

Landsleute,

*die Ihr einmal nach Westfalen kommt, ver-
geßt nicht einen Kehr-Ein in Eurer
Patenstadt!*

Gemeinsame Aufgabe beider Partner aber ist es, durch die eingegangene Verbindung vor aller Welt in entschiedener Weise zum Ausdruck zu bringen, daß Sie Deutsche sind, denen man die angestammte Heimat genommen, aber eine neue größere Heimat gegeben hat. Für diese Tatsache soll und muß der Patenschaftsträger ohne Einschränkung als Zeuge eintreten.

Wo stehen wir heute?

Wenn Sie dieses Jahrbuch zur Hand nehmen, befinden wir uns im fünften Jahr der Patenschaft. Wie war die Zusammenarbeit in den vergangenen Jahren? Haben wir immer das Gemeinsame gesucht? Haben wir das Patenschaftsverhältnis mit Leben erfüllt? Oder besteht etwa der Eindruck, daß durch die Patenschaftsübernahme nur ein stumm wirkendes Denkmal geschaffen wurde?

Ich meine, die Letzte Frage können wir alle ohne jede Einschränkung verneinen! Lebendige Zeugen dafür sind die 16 Familien mit ihren rund 80 Angehörigen, die in den letzten Jahren ihre endgültige Heimat in der Patenstadt gefunden haben und fleißige, geachtete Bürger der Doppelstadt geworden sind. „Die Stadt möge ein Sammelplatz werden“, sagt die Urkunde in ihrer sachlichen Sprache.

Die Urkunde spricht aber weiter: „Hier sollen Sie bei Ihren Treffen das geistige Erbe der alten Heimat pflegen.“ Zwar war es bisher noch nicht möglich, in den Mauern der Patenstadt ein die ganze Landsmannschaft umfassendes Bundestreffen durchzuführen. Aber schon zweimal, 1960 und 1962, versammelte sich am „Tag der Heimat“ die Landesgruppe Nordrhein-Westfalen in Neheim-Hüsten zu großen Kundgebungen mit jeweils über tausend Teilnehmern, darunter auch vielen, die aus Niedersachsen, Bayern und Hamburg, Hessen und Bremen gekommen waren, getreu dem Geist, den die Urkunde, ausströmt. Ein starkes positives Echo fand auch die 5. Kulturtagung der Landsmannschaft 1962, die in der Patenstadt durchgeführt wurde. Aus allen diesen Treffen und Begegnungen, die eine lebhafteste Anteilnahme der Bürgerschaft fanden und an denen darüber hinaus zahlreiche Vertreter des Rates und der Verwaltung der Stadt teilnahmen, aus der persönlichen Aussprache, die sich bei diesen Gelegenheiten immer wieder ergab, erwuchs ohne Zweifel eine starke Festigung der Gemeinschaft!

Gefestigt wurde das Band zwischen Patenstadt und Landsmannschaft, aber auch dadurch, daß Vertreter der Stadt, wann immer es möglich war, Sie an der Stätte Ihres Wirkens besuchten. Die Herzlichkeit unserer Begegnungen in Bielefeld, Düsseldorf, Bremen und Köln, Mülheim, Salzgitter-Lebenstedt und Bochum spricht für sich. Die Bilanz ist gut! Die Patenschaft lebt, sie hat ihre erste große Bewährungsprobe durchaus bestanden.

Sie alle haben eine Heimat verloren. Zu Tausenden mußten Sie aus ihr ausziehen, ein Heerstrom unabsehbaren Elends. Sie waren Tausende, aber jeder einzelne hatte seine Sorge und sein Weh, ließ sein Haus zurück, sein Stück Erde und seine Toten. Wer kann diese Summe an Leid ermessen?

Aber Sie haben eine neue Heimat gefunden, vielmehr, Sie sind in die große einzige Heimat zurückgekehrt! Und wer immer in der Heimat ist, ist „zu Haus“. Er lebt heimisch, im Einklang von Heim und Landschaft. Und so sollen Sie sich, bei allen Ihren Begegnungen, auch in Neheim-Hüsten heimisch fühlen wie Ihre Freunde und Landsleute, die nun für immer hier ansässig geworden sind und sich bedingungslos dem Rhythmus dieser aufstrebenden fleißigen Stadt im schönen Sauerland verschrieben haben.

Wir alle wissen aber auch, daß Heimat an Freiheit gebunden ist, daß die geheimnisvolle — aber sehr reale — Kraft der Heimat nur in Freiheit wirksam werden kann. Heimat und Freiheit sind ineinander verflochten wie Leib und Seele, wie Wurzel und Frucht. Wer Heimat raubt, raubt Freiheit, wer Freiheit raubt, kappt die Wurzeln des Lebens. Wer kann das besser lehren, als die unendliche Schar der Vertriebenen und Flüchtlinge?

Wir stellen fest: Langsam aber unaufhaltsam hat sich das Erbe der alten Heimat eingewurzelt in die neue Umgebung, die Kraft der alten Heimat wurde schöpferisch. Im Leben, in der Überwindung, zeigte sich, daß Heimat in der Tiefe Kraft des Menschen ist. Wir alle haben zueinander gefunden, wir lernten uns kennen und stellten fest, daß wir alle in der gemeinsamen Sprache auch von der Heimat sprechen.



Evangelische Kirche im Stadtteil Neheim.

1945

Es war in jenen Tagen, da der Krieg gestorben war. An Selbstvergiftung. Und der Friede war eine Totgeburt. Er hatte ohnehin zu viele Väter. Obwohl die Mütter in aller Welt mit Zittern und Bangen gewartet hatten, gewartet auf diese Stunde. Auch diejenigen, die schon lange oder erst seit kurzem die schwarzen Kleider trugen. Mütter warten immer auf die Stunde des Friedens

Auch wir hatten auf ihn gewartet; wir, die wir graugrüne, erdbraune oder khakifarbene Kleider gestellt bekamen. Damals war die Kleiderfarbe der Söhne noch die Vorstufe für die Kleiderfarbe der Mütter. Und ich trug gleichfalls Graugrün... Ich, Frank Schindelmeiser, Soldat des letzten Krieges (oder nur des vorletzten?). Man nannte ihn den „Vaterländischen Krieg“. Auf der anderen Seite unserer Front. Dort, wo wir eigentlich zu Hause waren. Für uns war es kein Krieg um die Heimat. Auch für uns war es ein „vaterländischer“ Krieg. Aber Krieg, d. h. nicht in Anführungszeichen, sondern totaler. So total, wie das Sterben.

Jener Iwan, der auf mich geschossen hatte, der hatte leider nicht total vorbeigeschossen. Wie so viele vor ihm. Manche hatten allerdings getroffen. Darum denke ich noch heute manchmal an sie. Besonders bei Weiterumschwung. Bei atmosphärischem und auch politischem. Das liegt sicher an der überseeischen Qualität des Metalles. Manche der alten Kameraden sagen dann: „Mir drehen die Knochen“ -- bei mir will sich manchmal auch der Magen umdrehen, wenn ich daran denke. Es ist zum ...

Nein, damals war es zum Kurieren. Heimatschuß. Nachdem wir aus dem Kessel heraus waren, über das Eis des frischen Halfes, ja nachdem wir über die Ostsee gekullert waren, da hat man uns in einen langen Eisenbahnzug gesetzt und gesagt: „Vielleicht kommen wir mit euch noch bis ins Reich durch.“ Wir kamen durch. Auch ich, ein unscheinbares Schindelmeiserlein, ich bin durchgekommen. Bis Halle.

Die brüllenden Bahnsteig-Lautsprecher verkündeten: „Alles aussteigen, Zug endet hier!“ Und nachher: „Wir haben keine Lazarette mehr. Ihr dürft nach Hause fahren. Urlaubsscheine bis zur Genesung und Fahrkarten werden an den Sperrren ausgegeben.“ Nach Hause! Endlich nach Hause! In dicken Knäueln stießen sie sich an den Sperrren. Ich stieß nicht mit. Ich war schon verstoßen. Und einige Handvoll

anderer Männer dazu. Wir standen verlassen mitten auf dem Perron, mit weiß leuchtenden Mullbinden und wehenden Mänteln, mit leeren Händen und mit leeren Herzen.

„Wo ist das denn? Zu Hause?“



Drei auf der Suche nach einer Heimat.

Wir hatten kein zu Hause mehr. Die litauische Heimat zählte nicht mehr. Die ostpreußische Heimstatt war einen bösen, wehen Kriegstod

gestorben. Vom ganzen vaterländischen Krieg blieb nur noch das Vaterland übrig. Und das hatte kein zu Hause mehr für uns...

Man hat uns dann doch noch in Lazarette verteilt. Ich kam in den „Sudetengau“. Gott sei Dank, die Amis kamen auch. Ich lag im Lazarett. Und draußen war Mai, Und ich war erst dreiundzwanzig ... Mit der gesunden Hand vorsichtig über das Mullgebinde langend, schob ich ein Blatt Papier auf meine weiße Decke, ich weinte meine Sehnsucht hinaus:

Frühlingsabend

*Die Schwalben ziehen ihre Kreise,
Zurückgekehrt von weiter Reise,
Und bauen ihre Nester auf.
Das Leben geht den steten Lauf
Und Frühling ist's in alter Weise.*

*Der Faulbaum blüht im Wiesengrunde,
Ein Jodler springt aus frohem Munde,
Ein Mädchen lächelt sanft mir zu.
Wo ist des Herzens stille Ruh?
Es schmerzt des Krieges frische Wunde ...*

*Der Abend kommt, es ziehn die Sterne
Als Posten auf. Es ruft die Ferne
Waldüber in das Vaterhaus.
Nun ruhen alle Welten aus, —
Auch meine Seele ruhte gerne ...*

Nein, mein lieber Leser, sie kam nicht zur Ruhe. Nicht im Lazarett, nicht im Gefangenenlager auf freiem Felde bei dem Stift Tepl, nicht im Entlassungslager, das jede Nacht von den Bergen her unter Maschinengewehrfeuer genommen wurde und in welchem amerikanische Sieger mit deutschen Besiegten zusammen — mit allen militärischen Ehren — zu Grabe getragen wurden. Dieselben Heckenschützen haben mich dann wieder gefangengesetzt, nachdem ich entlassen war. Es nannte sich „Internierungslager“. Es war ein KZ II. Klasse. In der III. Klasse wurde man ganz totgeschlagen. Ein neues „zu Hause“ war das auch nicht. Gab es überhaupt noch einmal eines?

Als der Hunger sich in den Leib gekrallt hatte und die Gedanken kraus wurden, spielte ich wieder Soldat. Erst hatte ich Lagerwache zu stehen. Dann hatte ich frei. Aber ich übte das Robben. Zwischen der Postenkette. Mit dem zerschundenen, lahmen Arm. Und mit einem leeren Sack um den Leib. „Auf dem Bauche sollst du kriechen und Erde fressen ...“ Das war der Fluch. Und der Segen — hieß „Ackerseggen“. Und

war das Kartoffelfeld. Wenn ich mit den Händen in der Erde grub und die runden und länglichen Knollen fühlte, selber lief in die Furche zwischen dem duftigen Kartoffelkraut hineingeduckt, dann überkam mich das Gefühl, ich wäre zu Hause. Obwohl ich daheim niemals solches getan hatte...

Was war da aus mir geworden?

Ich schäme mich. Das haben damals nicht viele getan. Aber ich habe keine Ami-Kippen gesammelt. Als der Lange, der sommersprossige Ami-Soldat, der mit mir auf Posten stand und seinem tschechischen Kollegen niemals eine Zigarette anbot ... Und ich schnupperte mit einem Magen, der sich wundgelungert hatte ... Eben hatte der Lange sich schon wieder eine angesteckt ... Noch fluchte ich im Inneren deutsch, danach litauisch ... Wenn's noch lange so weiterging, dann mußte ich ja mit russisch anfangen ...

In hohem Bogen flog die „Ami“ brennend durch die Luft. Gezielt genau vor meine Füße. Die hatten das inzwischen gut gelernt. Und die Deutschen bücken sich gerne ... Langsam, ganz, ganz langsam kam Bewegung in mich: erst die Augen hin zum Mann, dann zurück zum Boden. Der Duft liebteste die Nase. Der eiserne Griff im Magen zog sich noch härter zusammen. Jetzt! Jetzt bewegte sich mein Fuß. Langsam, ganz langsam. Die Spitze hatte das weiße Stäbchen erreicht. Sie schob sich weiter. Und senkte sich. Von den Schultern bis ins Bein — eine einzige mahlende Bewegung. — „Do you not smoke?“ Unglaublich und erschüttert starrt der Welteroberer auf mich. „Yes!“ Die Augen weiten sich. „Aber ich bin kein Hund, der einen Knochen hingeworfen kriegt!“ — „Oh, please!“ — und der Lange nestelte an seiner Blusentasche, holte seine Cigarettes hervor und bot sie mir an ...

Ich hätte einen und dadurch viele Freunde gewonnen. Sogar meine Feinde waren auf mein Wohlwollen angewiesen. Denn auch tschechische Milizmänner rauchten lieber „Amis“ als Machorka ... Ich aber hatte viele Tschechenkronen. Und darum später auch Papiere, die meine unfreundlichen Gastgeber nicht verpflichteten, mich dahin zurückzuschicken, wo ich hergekommen war. Ich wollte nicht mehr zurück. Ich war dennoch kein Schuft. Glaub't mir, ich wollte nicht zurück. Nicht nach Litauen. Meine neuen Papiere trugen lauter Düsseldorfer Adressen ...

Was war da aus mir geworden?

Ich schäme mich nicht mehr. Meine Papiere sind wieder so, wie vorher. Mein Herz? Es hat einen Riß bekommen. Und der schmerzt mehr als die Narben des Krieges.

Beim nächsten Transport war ich dabei. Vorher wurden wir gefilzt. Meinen Koffer habe ich behalten dürfen. Er war leer. Denn sogar die Mütze hatten sie mir vom Kopf gerissen. Der Silberstreifen im

Graugrünen hatte es ihnen angetan. Und dann wurden wir verladen. Im Personenzug. Nur hatte er einige Schönheitsfehler. Wir haben sie erst später bemerkt. Es fehlten nämlich die Türen. Leider auch die Fenster. Und die Bänke. Leider auch die Zwischenwände. An denen war einmal die Heizung befestigt. Die hatten sie vorher nicht losgemacht. Die war auch raus. Aber sonst war es ein Personenzug. Mitte Dezember. fünfzehn Grad unter Null.



So kamen sie aus dem Westen und Osten zurück.

Und wieder einmal war ich „Umsiedler“. Diesmal nicht „Pereselenitz“ oder wie das Zeug hieß. Und dieses Mal blieben die Augen trocken. So trocken wie die Lippen — zwei Tage und zwei Nächte lang. Denn sie fuhren uns durch Deutschland. Durch ganz Deutschland. Durch das schöne Vaterland. Nur schön war es nicht mehr. Und nirgends wollten sie uns haben. Wo wir auch immer hielten. Wo man auch vorsprach... Auch die Ruinenkeller waren zu Weihnachten 1945 alle besetzt.

Als wir in das eben geräumte Polenlager im westfälischen Industriegebiet hineindurften, war es Heiligabend. Es gab Steckrübensuppe. Gott sei Dank!

Am Weihnachtsmorgen 1945

*Aus stummer Nacht hebt sich nun grau der Morgen
Und sturmzerzauste Wälder grüßen ihn.
Aus Ruinen seuzen neue Sorgen ...
Und mit der Dunkelheit die Träume fliehn,
Die Träume selig-süßer Zeiten,
Wo Friede noch auf Erden war ...
Die Nebel täglich mit uns schreiten —
Und tote Ode liegt zu beiden Seiten,
Die eine rauhe Zeit gebat.*

*Und grimmer Blick eilt allerwege schweigend.
Eiskalter Hohn lacht herrisch fremd zurück.
Und mutlos ihren Kopf zur Erde neigend
Huscht unberührt vorbei die Hexe Glück.
Der Morgenkühle frisches Beben
Durchrieselt weckend neue Kraft,
Und aus der Ode wächst ein neues Leben:
Aus der Versunkenheit will Tiefe heben,
Und Goldesstrahlen unser Blick ertalt.*

Und dann haben wir angefangen. Ich auch. Wo ich meinen Koffer hin-
stellte, da war ich „zu Hause“. Er blieb noch lange leer. Die Ami-
Zigaretten, die ich nicht mehr hatte, kosteten acht Reichsmark das
Stück. Es war der Winter, in welchem auf dem Schwarzen Markt zu
Köln eine einzige faustgroße Kartoffel 30,— RM kostete (in Worten:
dreißig Mark!). Aber wir hatten nicht einmal Geld, um Schlammkohle
zu kaufen. Obwohl sie stank. Für manche Leute stanken wir auch.
Andere waren Menschen. Und so gab es schließlich eine Bruchbude,
in der wir mitkampierten. Das war nun: zu Hause!

Wenn ihr's nicht glaubt, dann fragt sie doch, die sattgewordenen
Landsleute! Fragt doch jene, die ein Häuschen und ein Gärtchen und
ein Auto haben! Fragt doch die reichen Geschäftsinhaber, die Fabri-
kanten und Wohlsituierten! Fragt doch 'mal die Studierten, die Dok-
toren und Professoren!

Damals fingen wir alle mit einem Nichts an. Was ist aus uns geworden?

Trage Holz und laß den lieben Gott kochen

(Spruch im Berliner Rathaus)

Es war am 10. Januar 1941, einem grauen Tag mit eisigem Wind und Schneegestöber, an dem ich Kowno, Litauen und eine glückliche Kindheit verließ. Mit jenem Tage begann ein, äußerlich gesehen, komfortables Flüchtlingsleben. Obwohl es mich durch viele Länder geführt hat, bis ich in Schweden zuletzt eine dauerhafte Bleibe fand, ist für mich Litauen unverändert mit dem Begriff Heimat verbunden, zwar nicht der Herkunft nach, aber aus Neigung.

Die Autofahrt durch das schneeüberwehte litauische Land ist mir nur durch einen Tränenschleier in Erinnerung, von Berlin bloß die Verdunkelung, in der beinahe meine kleine Schwester verlorengegangen wäre. Unsere erste Station, das schöne Zürich, das jeden anderen durch seine Friedensmäßigkeit entzückt hätte, brachte uns heimwehkranken Geschöpfen durch seine gänzliche Andersartigkeit als unser altvertrautes Kowno, die Entfernung und Unabänderlichkeit der Umstände nur noch schmerzlicher zum Bewußtsein. Verständlicherweise sollte uns schleunigst die seit dem Sommer 1940 entbehrte Schulweisheit eingefößt werden, und so pendelten wir tagtäglich zweimal zwischen Schule und Hotel. Die lange Schullosigkeit rachte sich, ich wurde zurückversetzt und geriet in eine Klasse mit lauter Buben. Diese meinten es sicherlich gut mit mir und redeten munter in ihrem Zürichdeutsch (deutsch-schweizerische Mundart) auf mich ein, wovon ich kein Wort verstand. Die erste Lektion war Geographie, und auch ich meldete mich bei einer Frage. Bei meiner Antwort brachen die Buben in nicht-endenwollendes Gelächter aus, was mir bedenklich vorkam, und auf die Frage des Lehrers stellte sich heraus, daß meine breite baltische Aussprache der Anlaß zur Heiterkeit war. Ich war tief gekränkt und wütend und beschloß, meinen Spöttern baldigst zu zeigen, daß ich nicht unbedingt dümmer als sie sein mußte. Die Chance dazu kam unmittelbar. Unser Herr Doktor — so wurden die meisten Lehrer genannt — schlug vor, ich solle einen Vortrag über Litauen halten. Ich habe nächstelang daran gearbeitet, und wenn ich auch nichts Entscheidendes zur Völkerverständigung beitragen konnte, so haben sich meine Klassenkollegen doch sehr eingehend nach diesem fernen Land erkundigt und mich ob meiner Aussprache nie wieder verspottet.

Kaum hatten wir uns leidlich an das Hotelleben und die erheblich strengere und anstrengendere Schule gewöhnt, da wurden erneut die Koffer gepackt und vom lieblichen Zürich ging's in die Engadiner Berge in ein Töchterinstitut, wie derartige Einrichtungen in der Schweiz

heißen. Die Bezeichnung Mädchenpensionat ruft ja auch unwillkürlich fröhlichere Assoziationen hervor. Daß wir dort einen großen Teil unserer Wissenslücken füllen konnten, daß dort Spezialinteressen nicht nur geweckt, sondern auch vorbildlich gefördert wurden — diese Erkenntnis kam mir natürlich erst viel später. Doch besteht bei dem Gedanken an jenes winzige Engadiner Dorf unverändert das Gefühl der Einsamkeit und des Fremdseins, ungeachtet komfortabler Lebensumstände.

Es mag wohl Mitte des Jahres 1942 gewesen sein, als wir die hochfreudliche Nachricht bekamen, unser Vater — er war indessen nach Helsinki versetzt worden — hätte endlich eine geeignete Wohnung dort gefunden und wir könnten wieder zusammenziehen. Wie es doch manchmal im Leben geht: in Kowno waren wir mit Gleichaltrigen, die aus Helsinki dorthin gekommen waren, befreundet gewesen, und aus deren Beschreibungen kannten wir bereits im voraus einen ganzen Teil unserer zukünftigen Mitschüler und die Räumlichkeiten der dor-



Berlin und Berliner nach dem Zusammenbruch ...

tigen deutschen Schule waren uns schon ganz gegenwärtig. Wir erwarteten daher die Übersiedlung nach Finnland in jeder Hinsicht sehnsüchtig — und schieden, als es endlich soweit war, dennoch schweren Herzens vom Volk der Hirten.

Auf der Zwischenstation in Berlin im Oktober 1942 fiel sogar uns unerfahrenen, behüteten Geschöpfen auf, wie fahl und ausgemergelt die Menschen aussahen, wie knapp die Rationen waren, wie abgetragen die Kleidung. An einem sonnigen Tag flogen wir noch einmal über litauisches Land; Felder und Wälder sahen aus der Höhe so friedlich aus und verrieten nichts von dem Elend und Leid der Menschen dort unten.

Helsinki empfing uns mit Fliegeralarm, so daß wir im alten Reval übernachten mußten. Hier ereignete sich im Zubringerbus ein an sich belangloser, für uns aber richtungweisender Zwischenfall: der Bus, holzkohlebetrieben, fuhr wenig und hielt viel während mehrerer Stunden, was uns junge Dinger zu kichernden Bemerkungen veranlaßte. „Es ist Krieg, gnädiges Fräulein“, bemerkte ein Offizier scharf und zweifellos richtig, und wir haben uns an diese Lektion gehalten und uns später in ernstere Situationen mit dieser Feststellung fast Mut zugesprochen.

In Helsinki, grau und trostlos und doch ungebrochen trotz des grauenhaften Winterkrieges (1939), begann für uns nochmals ein fast normales Dasein. Die deutsche Schule hatte in ihrer Atmosphäre viel Ähnlichkeit mit unserem Gymnasium in Kowno, und es fehlte sogar in unseren Jahrgängen noch nicht an Tanzpartnern. Zwar übten fast alle unserer finnischen Klassenkameraden neben der Schule freiwillig ihren Dienst in der Zivilverteidigung aus, aber sogar sie, die der Wirklichkeit viel näher ins Gesicht schauten, empfanden weniger die Furchtbarkeit des Krieges als dessen Abenteuerlichkeit. Fliegeralarme, mangelnde Heizung, sehr knapp bemessene Lebensmittel, Mangel oder ganzliches Fehlen der allermeisten Waren: in dem herrlichen Alter des Besserwissens und Weltverbesserns empfanden wir das nicht als störend, das wäre uns fast materialistisch vorgekommen. Die quälende Frage der Älteren, „Wie mag es weitergehen?“, verspürten wir kaum. Doch Stalingrad riß auch uns aus philosophischen Gesprächen, einer nach dem anderen unserer männlichen Klassengenossen erhielt zwischen Tür und Angel sein Notabitur und wurde eingezogen. Im Februar 1943 wurde bei einem Fliegerangriff auch unsere Wohnung bis zur Unbewohnbarkeit zerstört, durch Feuer und Trümmer retteten wir uns in einen Büroraum der Deutschen Gesandtschaft, und nach jener eiskalten und schreckenerfüllten Nacht, die ich mangels anderer Ruhestätten auf einem Schreibtisch verbrachte, änderte sich auch mein noch relativ unbekümmertes Weltbild. Damals begann die Zweifelperiode: einen für das Notwendigste, den anderen für Bücher. Sie dauerte sieben Jahre, aber das ahnte ich glücklicherweise nicht. Allmählich bekamen wir ein Quartier außerhalb Helsinkis: Unter normalen Umständen eine herrliche Sommerfrische, damals jedoch war der tägliche Gang zur Bahnstation mit zweimal vier Kilometern und die mühselige Fahrt in überfüllten Zügen kein Vergnügen. Im März wurde meine Klasse unerwartet zum Abitur gerufen, es steckte viel Not dahinter,

und ich holte mir noch einen Extrarüffel und eine herabgesetzte Zensur, weil ich Thomas Mann als den bedeutendsten deutschen Schriftsteller der Gegenwart angab. Es gab betretenes Schweigen, wodurch ich mich jedoch nicht beirren ließ, sondern begeistert Inhaltsangaben und Anliegen seiner Werke erzählte und damit auch noch mein Wissen in entarteter Kunst belegte. Dabei waren wir in der Klasse kaum bis zum 17. Jahrhundert in der deutschen Literatur gelangt; es waren merkwürdige Zeiten.

Nach diesem abrupten Schulabschluß lag zwar die goldene Freiheit vor mir, jedoch war sie in Wirklichkeit jeglicher Vergoldung bar; es war, als ob jede Forderung auf individuelles Leben erloschen sei. Da ich für den Arbeitsdienst glücklicherweise noch zu jung war, benutzte ich die freie Zeit zu einem gemüthlichen Kursus in Stenographie und Schreibmaschine, was zusammen mit den wenigen ersihafeten Schuljahren mein gesamtes Rüstzeug für meinen späteren Lebensunterhalt bilden sollte.

Als im September 1944 die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Finnland abgebrochen wurden, verließen wir Helsinki. Aus familiären Gründen machten wir in Stockholm Station. Nachdem mein Vater pflichtgemäß zu einer Besprechung über seine weitere Verwendung nach Deutschland gefahren war, dort jedoch statt dessen in Sippenhaft genommen wurde, blieben wir drei Geschwister alleine in Stockholm zurück, mangelhaft ausgerüstet für den Kampf ums Dasein, was Berufsausbildung, Kenntnisse der Landessprache und Geldmittel betraf, jedoch von dem Vorsatz beseelt, möglichst bald aus dieser Misère herauszukommen. Irgendwelche „Beziehungen“ hatten wir nicht; diejenigen Familien, die nicht freiwillig nach Deutschland zurückkehren wollten, hatten selbst genug Schwierigkeiten, und linientreue Deutsche mißden wir ebenso wie sie uns. Wir lernten sehr schnell, daß sogenannte gute Freunde in Notzeiten unsichtbar werden, und wir wußten daher die Freundlichkeiten, die uns von gänzlich unerwarteter Seite zuteil wurden, doppelt zu schätzen.

Die Verhaftung unseres Vaters hatten wir inzwischen erraten — teils erhielten wir plötzlich keine Nachricht mehr von ihm, dann kamen unsere Briefe als unbestellbar zurück, und als wir uns in größter Sorge an die damalige Deutsche Gesandtschaft in Stockholm wandten, erhielten wir erst nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen den Bescheid, unser Vater könne nicht schreiben, aber es ginge ihm gut.

Nie habe ich das Gefühl menschlicher Ohnmacht und hilfloser Empörung deutlicher empfunden als damals. Dazu die rein instinktive Angst um unseren Vater, denn, obgleich wir damals keine Einzelheiten wußten, brauchte es keiner größeren Phantasie, sich Grauenhaftestes auszumalen. Erst ein Jahr später erfuhren wir bruchstückweise sein Schicksal und auch, daß er inzwischen in russische Gefangenschaft geraten sei.

Wir waren völlig auf uns gestellt, und es war das dringlichste, uns die weitere Aufenthaltsgenehmigung zu beschaffen. Da die damalige deutsche Vertretung in Stockholm unsere Pässe jetzt nur für jeweils einige Monate gültig stempelte, wurde die Aufenthaltsgenehmigung natürlich auch nur für die entsprechende Frist erteilt.

Das nächstdringlichste war die Arbeitserlaubnis, damit wir uns über Wasser halten konnten. Ausländern wurde damals die Arbeitserlaubnis nur für wenige Arbeitsgebiete, in denen Mangel an einheimischen Arbeitskräften herrschte, bewilligt, und zwar für Betätigung in Haushaltungen, Krankenhäusern und Restaurants sowie in der Landwirtschaft. Letztere lockte uns tatsächlich wenig, auch kam es uns auf eine möglichst kostengünstige Bleibe an, um unsere letzten Geldmittel zu schonen, von denen in erster Linie Aufenthalt und Schulgang unserer jüngsten Schwester bestritten werden mußten. Außerdem beherrschten wir die schwedische Sprache kaum, was das Vorwärtkommen keineswegs leichter machte; es war schon problematisch genug, sich überhaupt verständlich zu machen. Es verblieb uns also nur das häusliche Betätigungsfeld.

Sehr bald brach neues Unglück über uns herein, da meine ältere Schwester einen schweren Unfall erlitt, der sie zu monatelangem Krankenhausaufenthalt zwang. Zu der finanziellen Sorge kam die weit größere Sorge um ihre Wiederherstellung. Ein Gutes hatte sogar dieses Unglück, indem hierdurch ihre als Ältester am meisten bedrohte Aufenthaltsgenehmigung gerettet wurde. Die schwedischen Instanzen, obwohl sie mit Auslieferung baltischer Flüchtlinge an Rußland schwere Schuld auf sich geladen haben (oder mußten sie es?), haben sich in vielen anderen Fällen, so auch in unserem, wahrhaft human verhalten: die deutsche Aufforderung, uns als Geiseln auszuliefern, lehnten sie mit der Begründung ab, sie lieferten keine unmündigen Kinder aus, und sie haben uns auch nach Kriegsende weder interniert noch ausgewiesen.

Ich war indessen Stütze der Hausfrau geworden, jedoch ist es fraglich, wer wen stützte, mußte ich doch noch während der Zeit in Finnland einen Klassenkameraden befragen, wie man merke, wenn Wasser kocht. In jedem Falle hatte ich wörtlich alle Hände voll zu tun, geregelte Arbeitszeiten für Haushilfen gab es damals noch nicht, und das mangelnde Geschick mußte ich eben durch Fleiß und Gründlichkeit wettmachen. Von jenen Lehrjahren habe ich aber bis heute Nutzen, nur werden Ofen mit mir immer noch nicht warm. Der stehende Witz hieß damals: Erica hat mal wieder mit einem Kalenderblättchen geheizt. Leider blieb das der einzige Witz in jener Zeit. Nach leidlicher Wiederherstellung im Sommer 1945 begab sich auch meine Schwester in einen Haushalt auf dem Lande, und ich suchte mir eine andere Haushaltsarbeit, die mir Zeit ließ, morgens und abends noch Botendienste für eine Nachrichtenagentur zu machen. Diese Arbeit

„erbte“ ich von einer fünfzigjährigen Dame, gleichfalls Flüchtling, die damit zum Lebensunterhalt ihrer Familie beitrug, es aber nach einiger Zeit körperlich nicht mehr bewältigen konnte. „Die Leute waren immer so reizend zu mir, ich kann sie doch nicht im Stich lassen“, war ihr Überredungsargument. So kam ich zu einem 16-Stunden-Tag, etwas mehr Geld und bunten Händen, da zu den Spuren des Kartoffelschalens noch die Tinte des Vielfältigungsapparates kam. Vor meinem ersten Botengang war mir eingeschärft worden, es hätte möglichst schnell zu gehen, und ich lief durch das ganze Zeitungsquartier in einem Tempo, das dem seligen Nurmj Ehre gemacht hätte. Als ich zurückkam, wurde ich denn auch gefragt, wo ich mein Fahrrad abgestellt hätte. Diese Lauferei machte ich zwei Jahre lang.



In Deutschland war das Ringen um eine Existenz inzwischen zu einem Kampf um das nackte Dasein geworden. Nur die zusätzlich erhaltene Kartoffel schützte vor dem Verhungern.

So lebten wir also die ersten beiden Friedensjahre von Aufenthaltsgenehmigung zu Aufenthaltsgenehmigung; ein provisorisches Dasein mit harter Arbeit, immer vergeblichem Warten auf ein Lebenszeichen

unseres Vaters und mit der lauernden Ungewißheit für die Zukunft. Zu schwedischen Familien hatten wir keinen Zugang, teils weil praktisch weder Zeit noch Gelegenheit zum Bekannschaffenmachen war, teils weil ihre und unsere Welt zu extrem verschieden waren. Menschen, die seit Generationen einen friedlichen und wohlgeordneten Lebensablauf gewöhnt sind, und Menschen, die aus einem Chaos kommen und aus ihrer zertrümmerten Welt nur ein Provisorium zustandebringen können, stehen sich trotz guten Willens meist verständnislos gegenüber. Um so höher ist es zu werten, daß von schwedischer Seite wegen unserer „niedrigsten sozialen Stufe“ nie auf uns herabgesehen worden ist. Das besorgten um so angelegentlicher einige eigene Landsleute. Doch gab es auch in jener trübesten Zeit Lichtblicke. Dazu gehörte die Existenz zweier Familien, die aus wirklicher Menschenfreundlichkeit nicht nur uns Geschwistern, sondern auch unserem Freundeskreis eine offene Tür und ein offenes Ohr für unsere Sorgen und Freuden gewährten. Ihre bloße Existenz, die Möglichkeit, sich einen Rat zu holen, war für uns von unschätzbarem Wert, und die Familienatmosphäre dort war für uns Wurzellose das Schönste, was wir uns denken konnten. Auch die Wohltat einer warmen Mahlzeit, oft der einzigsten in der Woche, ist unvergessen. Im Laufe der Zeit hatten sich — größer ist die Welt nicht — noch manche ehemalige Schulfreundinnen und -freunde aus Kowno und Helsinki in Stockholm eingefunden, die ihrerseits auch wieder zu anderen Flüchtlingen Kontakt hatten, so daß wir einen veritablen Kreis ergaben. Wir saßen ja alle im gleichen Boot und hatten ähnliche Probleme, die wir mit wechselndem Gesdück zu lösen suchten. Das schönste Ergebnis jener hoffnungslosen Jahre scheint mir zu sein, daß viele der damals geknüpften Freundschaftsbande auch den Wechsel in das später folgende normale Leben überdauert haben.

Viel schwerer als wir hatten es aber die Älteren, etwa die Elternteile unserer Freunde. Die körperliche Arbeit konnten sie oft kaum bewältigen, der Wechsel von einer gesicherten Existenz in ein unsicheres Provisorium quälte sie natürlich in anderen Ausmaßen als uns, aber sie fanden immer neue Auswege und Möglichkeiten, noch eine Kleinigkeit hinzuzuverdienen oder noch billiger zu wirtschaften. Geklagt wurde nicht, aber sehr viel Stolz und Tapferkeit wurden aufgebracht, um das Flüchtlingsdasein mit Anstand zu ertragen. Wie schwer das besonders in einer Umgebung ist, die Wohlstand und Geborgenheit als Maß aller Dinge hat, wird jeder verstehen, der es durchgemacht hat.

Ende 1946 lichtete sich die Situation erheblich: Von unserem Vater kam — nie werde ich diese Freude vergessen — die erste direkte Nachricht seit zwei Jahren, allerdings aus Rußland. Kurz zuvor hatten wir die Arbeitserlaubnis für Büroarbeiten erhalten, und wir Geschwister mieteten — bei der damaligen enormen Wohnungsknappheit ein phantastischer Glückszufall — gemeinsam eine kleine möblierte



So elend das Lagerleben in jener Zeit auch sein mochte, wer wußte nicht das Glück zu schätzen, das ein Schlag warmer Suppe auslösen konnte. Der Blick des Kindes verrät mehr, als Bünde sprechen könnten.

Wohnung. Wir hatten schon ganz vergessen, wie das ist: eine Wohnung benutzen, ohne ständig um Erlaubnis bitten zu brauchen, gleichgültig ob es sich ums Telefonieren, Waschen oder Kochen handelt. Dinge, die wie selbstverständlich zum normalen Leben gehören, wir genossen sie nach diesen Jahren als größten Luxus. Und natürlich kamen alle, alle Freunde und Bekannte. Das beste an der Einrichtung war ein Radiogrammophon, das nach Ablauf unserer Mietzeit seinen Geist aufgab. Wir haben aber die Reparatur bezahlt.

Dank ihrer guten Ausbildung bekam meine ältere Schwester ziemlich rasch eine Anstellung, während es mir erst beim zehnten Versuch gelang. Indessen übte ich verzweifelt Stenographie und ließ mir von meiner Schwester erklären, wie ein Geschäftsbrief auszusehen hätte und daß Soll und Haben auch etwas anderes sei als ein Romantitel. Bei allem war die schwedische Sprache ein zusätzliches Hindernis. Es ist ein großer Unterschied, ob man sich im Milchladen verständlich machen kann oder korrekte Schreibweise beherrscht und zu zusammenhängenden Auskünften am Telefon fähig ist. Jene Zeit war noch nicht fern, wo ich mich beim Einkauf eines Büchsenöffners mit Ruhm bekleckerte, indem ich einen Hosenöffner verlangte.

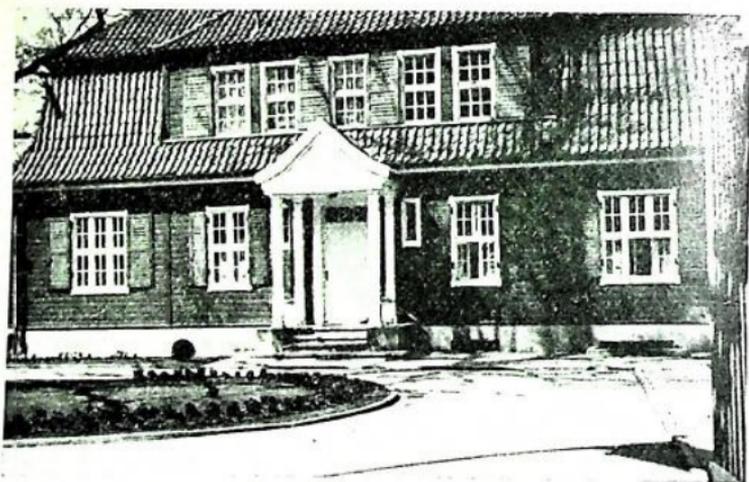
Wie gesagt, beim zehnten Versuch landete ich in der Exportabteilung einer Werkzeugfirma, probeweise für einen Monat. Ich blieb dort zwei Jahre, dann wurde leider die Exportabteilung niedergelegt. Dieser Anstellung verdanke ich zum großen Teil meine späteren Lorbeeren als Chefsekretarin. Mein erster Chef war einerseits Pedant und ließ nichts durchgehen: das war sein Glück; andererseits verlegte er ständig seine Unterlagen und das war mein Glück. Suchen kann man nämlich auch ohne Kenntnisse der Werkzeugbranche, hingegen kamen mir hier meine Haushaltserfahrungen zugute, denn schließlich sucht man nach einem verlegten Pantoffel ähnlich wie nach einem verlegten Brief, es kommt nur auf das „Gewußt wo“ an.

Inzwischen war die Frist für die gemeinsame Wohnung abgelaufen und das Zimmersuchen begann aufs neue. Um es kurz zu machen: im Laufe von sechs Jahren bin ich, immer mit den schon erwähnten zwei Koffern, 23mal umgezogen, wengleich ich in verschiedenen Zeitabständen auch mal wieder bei den früheren Vermieterinnen wohnte. Ich habe mir dabei eine gewisse Routine im Umgang mit diesen, und mit Wasserkaraffen und wackligen Möbelstücken erworben.

Nicht nur wir, auch unsere Freunde hatten die Wischlappen gegen Schreibmaschinen o. ä. eingetauscht und viele hatten, so wie ich, meine Botengänge, zusätzlich noch eine Nebenarbeit. So verkaufte ein litauendeutscher Landsmann Pressebilder einer Agentur an alle Stockholmer Zeitungen, und als er eine bessere Position erreichte, bat er mich, ihn abzulösen, „weil sein Chef stets so nett war und er ihm gerne helfen wollte“. Mir kam das wie gerufen, denn meine Nürmi-Tour machte ich nur noch frühmorgens. Kaum war ich einige Wochen in dieser Agentur tätig, als sich herausstellte, daß ich in Kurze arbeitslos sein würde, weil die Exportabteilung konjunkturbedingt geschlossen werden mußte. Glücklicherweise hatte aber die Bildervermittlung noch Hochkonjunktur und stellte mich aushilfsweise ganztägig an. Ich blieb dort fast drei Jahre und lernte ein gänzlich neues Arbeitsfeld kennen. Die Tätigkeit war ebenso interessant wie aufreibend, schon durch den wechselnden Tag- und Nachtdienst. Bilder über Morde, Prominente, Staatsbegräbnisse und Sportereignisse verkauften sich wie frische Semmeln, vorausgesetzt: man kam zuerst. Allmählich kam ich ganz

und gar in die Redaktion und konnte meinen Verkäuferposten an eine junge Krankenschwester weitergeben, die damit noch längere Zeit ihr mageres Taschengeld aufbesserte, um, wie wir alle, Pakete an Familie oder Verwandtschaft in Deutschland zu senden. In der Redaktion war die Hauptaufgabe das Bildbeschaffen, teils durch eigene Fotografen, teils durch ausländische Verbindungen. Die Texte waren oft problematisch — und was man nicht genau wußte, mußte geschätzt, erfunden oder kombiniert werden. Fußballkämpfe waren definitiv meine schwächste Seite. Letzten Endes ist es natürlich bei einer Zeitung nicht anders als bei jeder gewerblichen Tätigkeit: ausschlaggebend ist das Geschäft und die Ware heißt Neuigkeit.

So erfreulich diese Tätigkeit war, bei der ich mit vielen jungen Menschen zusammenkam und zum ersten Male eigentlich auch mit Schweden, so unbefriedigend war die Wohnungssituation. Ich bewohnte damals ein Zimmer und Küche in einem unter Denkmälschutz stehenden Häuschen, mit herrlichem Blick auf Stockholm, doch ohne Wasser und Kanalisation. Diese idyllische und enorm billige Wohnung war sozusagen die Krönung meiner Laufbahn als Untermieter. Im Sommer, als ich einzog, kam mir die Wasserschlepperei noch ganz passabel vor. Es ging zunächst abwärts über eine Hühnerleiter, also ohne Geländer, mit zwei Eimern, für reines und für gebrauchtes Wasser, immerhin



Die Wohnvilla des deutschen Gesandten auf dem „Grünen Berge“ in Kaunas.

eine beachtliche Balanceleistung, alsdann durch einen Garten, zwei Haushöle und einen unbeleuchteten Hausflur, bis man dann endlich — tief aufatmend — vor der Pumpe und einer Abgußmöglichkeit stand. Danach den gleichen Weg zurück, was schwerer war, denn nun ging's bergauf im Garten. Im Winter hingegen, bei Dunkelheit und Eiseskälte, war es sehr mühselig, der abschüssige Weg war oft vereist, beim Ausgleiten verfehlte mich das überschwappende Wasser nie, ab und zu fror die Pumpe ein, doch war ich auf das Wasser angewiesen, denn darin setzte ich meine Ehre, daß weder an mir noch an meiner Kleidung meine primitive Wohnweise zu merken sei. Da ich eine Ferienreise plante, die erste seit Jahren, war ein Mietunterschied von 60 Kronen im Monat sehr wesentlich. Die Küche dieser Wohnung war leider vertaner Raum, der uralte Herd unbenutzbar, und nachdem der Petroleumkocher explodiert war, ließ ich die Finger vom Kochen. Mit dem Museumsstück von Ofen wurde ich natürlich erst recht nicht warm, statt dessen holte ich mir eine Kohlendioxidvergiftung. Nun ließ sich meine jüngere Schwester nicht länger von der Billigkeit dieser Behausung überzeugen, sondern ruhte nicht eher, als bis sie auch mich in eine eigene, unmöblierte Wohnung gebracht hatte.

Dort befestigte ich als erstes an der Eingangstür unser Namensschild, das noch von der Haustür in Kowno stammte — und merkwürdigerweise nicht verlorengegangen war.

Und damit wäre die — äußerlich gesehen — komfortable Flüchtlingszeit eigentlich beendet. Ein eigenes Zuhause ergibt doch wenigstens eine Basis für ein Heimatgefühl, das andere muß man sowieso selbst beisteuern. Ersetzen läßt sich Verlorenes fast nie, aber mit Gottes Hilfe und eigener Kraft kann man Neues schaffen. Und das ist tröstlich



Zeichnung von H. Ernst

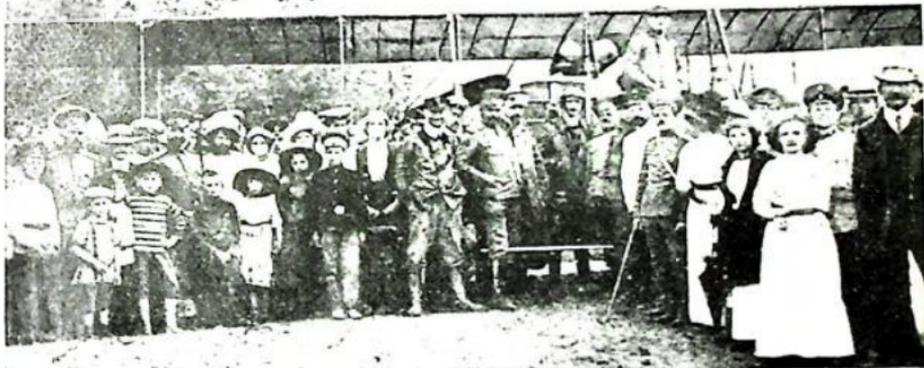
Deutsches Gymnasium in Kaunas, 1925. Vielen unserer Landsleute bleibt das Haus auch in der Erinnerung lieb und wert und der Weg dorthin vertraut wie alle Wege, die uns an unsere fröhliche, wenn auch nicht problemlose Schulzeit gemahnen.

PROF. DR. CONSTANTIN VON REGEL:

Litauische Reminiscenzen

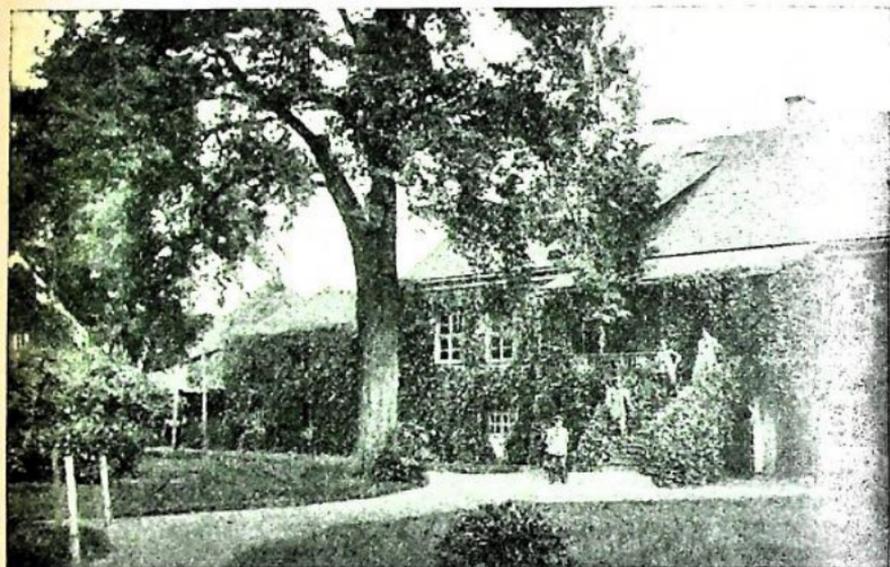
Obwohl ich in St. Petersburg, dem jetzigen Leningrad, geboren bin, war mir Litauen schon seit meiner frühesten Jugend kein unbekannter Begriff. Unser Kinderfräulein war eine Litauendeutsche aus Telschi, wohin sie — wie sie uns erzählte — über Kalkuhnen—Radwilschkis oder über Koschedary (Kaischadorys) fahren mußte. Uns waren daher diese litauischen Ortsnamen schon von früh an gelaufig, nicht zu sprechen von Kowno, wie die Stadt damals genannt wurde, und von Wilna. Von diesen Städten war ständig die Rede, als mein

Авиаторъ Абрамовичъ въ Таурогенѣ при посадкѣ Берлина-С.-Петербургъ.



Großes Luftfahrtereignis im Jahre 1912: Der russische Flieger Abramowitsch bei einer Zwischenlandung in Taurogen auf seinem Fluge von Berlin nach St. Petersburg.

Vater eine Besizung im litauisch-weißrussischen Raum erwarb. Das Kinderfräulein entschwand später unserem Gesichtskreis, doch in Kau- nas tauchte später eine mittlerweile verheiratete Nichte von ihr auf, mit der wir als Kinder gespielt hatten.



Das Herrenhaus des Gutes Marwa bei Kau- nas während des ersten Weltkrieges,

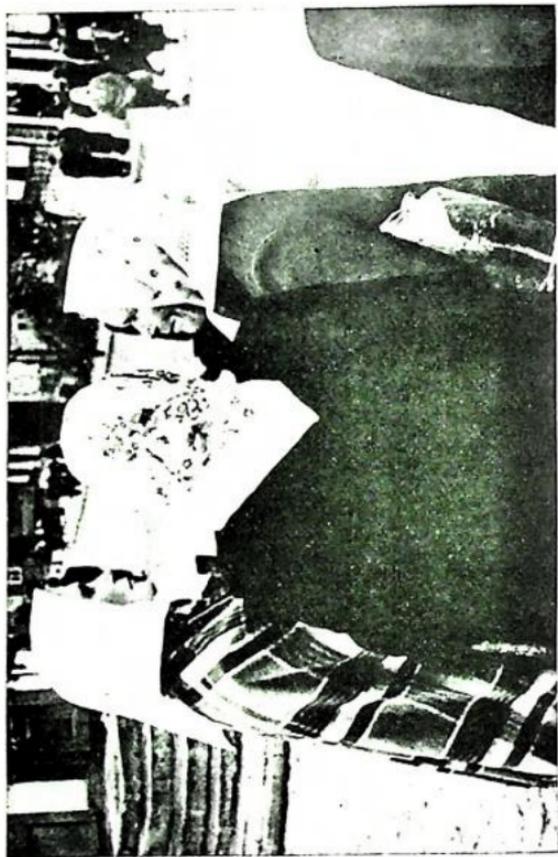
Was die Besizung meines Vaters anbelangt, so lag sie, wie er- wähnt, im „litauisch-weißrussischen Raum“, d. h. im Gebiete des frü- heren Großfürstentums Litauen. Das war in der Vergangenheit ein mächtiger und großer Staat. Das ethnografische Litauen, dessen Ge- biete später die unabhängige Litauische Republik umfaßte, war ja nur ein Teil dieses gewaltigen, in seiner Blütezeit von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichenden Staates. — Nicht weit von uns befand sich das Stammschloß der Fürsten Radziwill in Neswisch, deren Geschlecht litauischer Herkunft war und eine große Rolle in der Geschichte Litauens gespielt hatte. Dann war da noch unsere Kreis- stadt Slutsk, die noch aus der Zeit der Ausbreitung der Reformation in Litauen eine protestantische Kirche und ein Gymnasium hatte, das

aus einem litauisch-reformierten Gymnasium hervorgegangen war. Ja, es war ein eigenartiges Gebilde, dieses Großfürstentum Litauen mit seiner Hauptstadt Vilnius, in welchem die eigentlichen Litauer nur eine Minorität bildeten, die aber über eine weißrussische Majorität herrschten und Jahrhunderte hindurch eine Barriere des Westens gegen die von Tataren bedrängten und beherrschten Großrussen bildeten.

Litauer, Polen, Weißrussen, Großrussen, Deutsche, Juden, dazu noch einige wenige Tataren bei Troki (Trakai) und weiter im Süden, und schließlich die Karaimen bei Troki — das war die bunt gemischte Bevölkerung des weiten Landes, in dem wir nun wohnten. Sie waren römisch-katholisch, griechisch-orthodox, lutherisch, reformiert, mosaischer und mohammedanischer Konfession — und mancher Einwohner dieses Gebietes wußte oft selber nicht, welcher Nationalität er angehörte, da das Nationalgefühl (damals wenigstens) noch schwach ausgebildet war und sich, wie etwa bei den Litauern, erst zu bilden begann.

„Bist du ein Russe oder bist du katholisch?“ hörte ich einen Beamten fragen, und der so befragte Mann antwortete: „Ich bin ein Hiesiger.“ (Er sagte: „tuteijschij.“) Die Leute wußten wohl, in welche Kirche sie gehen mußten; zu welcher Nationalität sie aber gehörten, wußten sie nicht. Sie waren eben „Hiesige“, die Polnisch, Weißrussisch, Litauisch oder sogar mehrere Sprachen beherrschten. Der „Hiesige“ war Einwohner des Landes, des ehemaligen Großfürstentums Litauen, mit seinem eigenartigen Gemisch vieler Konfessionen und Nationalitäten, mit seinen weißen Barockkirchen, den von zahlreichen Juden bestadelten Flecken, mit den polnischen Gütern, und nicht zuletzt mit den Litauendeutschen in der späteren, uns so lieb gewordenen Litauischen Republik, in der auch wir solche „Hiesige“ waren.

Das erste Glied meiner Beziehungen zu Litauen war also das Kinderfräulein aus Telschiai, das zweite — die Besetzung meines Vaters. Durch sie kam ich mit den bemerkenswerten kulturellen Verhältnissen des litauisch-weißrussischen Raumes in Beziehung. Der Einfluß des Deutschtums war bedeutend. Schon früher, in Rußland, hatte ich von der Familie Tillmanns gehört. Sie besaßen im zaristischen Rußland in Kowno und in Petersburg ihre Fabriken. In Nowaja Wilejka, unweit von Wilna, stand die Fabrik von Possehl, die ganz Rußland mit Sensen belieferte. Jedoch nur wenigen dürfte es bekannt sein, daß der einstige deutsche Reichskanzler Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, oder vielmehr seine Frau, zu den größten Gutsbesitzern im Gebiete des alten Großfürstentums gehörten. Das Schloß „Werk“ bei Wilna war seine Residenz. Das war ein alter litauischer Besitz, der von den Radziwills her durch Heirat an die russische Linie der Fürsten Wittgenstein und dann wieder durch Heirat an die Hohenlohes gelangt war. Die Frau des Reichskanzlers war eine geborene Fürstin Wittgenstein, eine Jägerin vor dem Herrn, die nur die Jagd



Sonntagsschwätzchen vor der Kirche in Telschen.

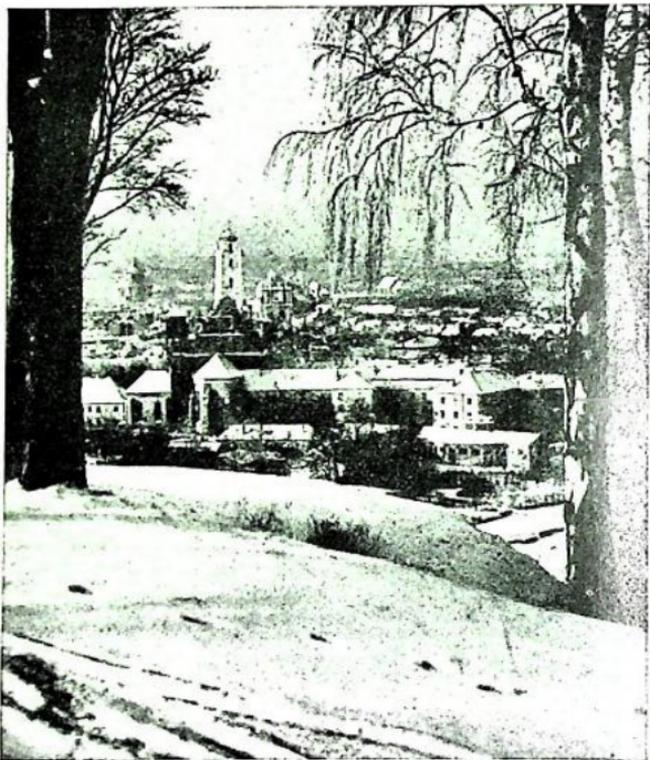
auf Bären, Wölfe und Elche anerkannte und anderes Wild als Jagdobjekt verachtete. — Als ich in Petersburg die Memoiren des Fürsten las, fand ich dort Werki und die litauischen Güter des Reichskanzlers erwähnt; ja, ein Angestellter von uns erzählte, er habe den Fürsten selber gesehen, als er die nachmalige Besitzung meines Vaters besuchte.

Einst geriet ich bei meinen botanischen Studien an ein in Bern erschienenes Buch, in dem ein Artikel über die Pflanzenwelt von „Litauen“ zu finden war. Es erwies sich, daß unter „Litauen“ die Gegend von Slutsk im alten Großfürstentum gemeint war. Auf solche Fälle bin ich auch später öfters gestoßen: unter „Litauen“ wurde damals allgemein das Gebiet des ehemaligen Großfürstentums in seiner weiten Ausdehnung verstanden — Weitere Nachforschungen über die Person des Verfassers ergaben, daß dieser bei dem Fürsten Wittgenstein auf einem seiner Güter im Zusammenhange mit dem Bau einer Zuckerfabrik angestellt war. Der deutsche Kultureinfluß hatte ja in diesen Teilen des alten Großfürstentums schon sehr früh begonnen. Eine wie große Rolle er spielte, war an meinem Vater zu lernen: er begann mit den Meliorationen der Moore und erhielt für diese bahnbrechende Arbeit von der russischen Regierung eine goldene Medaille verliehen. Erst daraufhin kamen die polnischen und russischen Gutsbesitzer dieser Gegend auf den Gedanken, man könne ja auch die zu ihren Gütern gehörenden Moore meliorieren. Diese Arbeiten auf der Besitzung meines Vaters haben mich so stark beschäftigt, daß ich über diese Meliorationen meine erste wissenschaftliche Arbeit schrieb, die ich auch später als Diplomarbeit bei der Universität einreichte. So ergab sich auch hierdurch ein weiteres Glied meiner frühzeitigen Beziehungen zum litauisch-weißrussischen Raum.

Hinsichtlich der Bevölkerung unterschieden sich der weißrussische Teil des einstigen Großfürstentums vom litauischen Teil, den wir alle verlassen mußten... Doch ein einigendes Band gab es zwischen beiden Teilen: das war Wilna (Vilnius), die alte Hauptstadt des Großfürstentums während vieler Jahrhunderte. Die Türme der zahlreichen Kirchen, die Backsteingotik, die Adelspaläste, die alte aus einer Jesuiten-Akademie entstandene Universität, welche mehrfach eröffnet und wieder geschlossen wurde, von welcher der Geist der Bildung und der Wissenschaft ins weite Land strömte, dies alles leuchtete einem in der Ferne, ob man in Minsk oder Wolhynien, in Gardinas oder Kaunas oder Telschaj sich befand.

„Die wunderbare unbekanntete Stadt im Osten“, so schrieb ein deutscher Kunstkennner während des ersten Weltkrieges über Wilna — und die hohen Barocktürme standen vor meinen Augen, und die Namen der zahlreichen an der alten Universität wirkenden Gelehrten erklangen in meinen Ohren, so oft ich die weiten Wiesen der Besitzung meines Vaters in Polessjien durchwanderte. Die Natur war

je mehr oder weniger die gleiche, sie formt den Menschen, ob er Deutscher, Litauer, Weißrusse, Pole oder Jude war, sie machte ihn zum „Hiesigen“, zum „Tuteijschi“, wie es im Sprachgebrauch hieß.



Die Kirchtürme von Wilna im winterlichen Kleide.

Dann wieder in St. Petersburg rissen die Reminiszenzen an Litauen nicht ab. Der Unteroffizier der Grenzwache Dumschat stammt sicher aus Litauen, und der „Gelehrte Apotheker“, wie er im Vorlesungsverzeichnis der Universität Dorpat genannt wurde, war sicher auch von dort, denn er hieß Schindelmeiser — ein uns allen gut bekannter Name!

Die litauische Sprache war ein beliebtes Studienobjekt an den Universitäten. So kam ich mit dem nachmaligen Professor Volter an der Universität Kaunas zusammen, der damals an der Akademie der Wissenschaften und an der Universität St Petersburg tätig war. — Dann studierte zu meiner Zeit der bekannte Linguist und spätere Professor in Kaunas, Kazimir Buga, und in den Vorlesungen des italienischen Lektors Lorenzoni kam ich mit einem Studenten „Voldemar“ zusammen, dem späteren Politiker, der damals schon zu großen Hoffnungen auf dem Gebiete der Wissenschaft berechtigte.



Die geophysikalische Fakultät der Universität Vytautas des Großen in Kaunas

Obwohl die Besitzung meines Vaters außerhalb des Gebietes des eigentlichen, des ethnografischen Litauens lag, kam ich auch hier schon früh mit der litauischen Sprache in Berührung. Schon die Ortsnamen, die Bahnstationen klangen für einen, der aus der russischen Hauptstadt kam, sehr fremdartig, nicht aber dem, der aus dem Gebiete der „Hiesigen“ stammte. Es war der Sohn eines unserer Angestellten, er besuchte das Lehrerseminar in Upita und wurde nachher an eine Volksschule in Litauen geschickt, mein erster Bericht-ersteller. So kam ich mit den Problemen der litauischen Sprache in Berührung. Ich wurde sozusagen zu einem „Hiesigen“ — und es war daher nicht zu verwundern, daß ich, als ich die Stadt, in der ich geboren, verlassen mußte, mit Freuden den Ruf an die Litauische Universität in Kaunas, der späteren Universität Vytautas des Großen, an-

nahm: Land und Leute und die kulturellen Bedingungen waren mir nicht fremd, war ich doch schon so halb und halb ein „Miesiger“ geworden — jetzt wurde ich es ganz.

Und wenn ich jetzt eine Rückschau auf mein bisheriges Leben halte, so gab es für mich darin eine litauische Periode, die erst nach dem letzten Kriege zu Ende ging. Sie begann mit dem Kinderfraulein aus Telschi, verlief südlich von Slutzk im Gebiete des alten Großfürstentums, sie pendelte dann wieder nach St. Petersburg zurück, bis sie im ethnografischen Litauen, in der Litauischen Republik, im Jahre 1940 ihr Ende fand. Damit finden auch meine Reminiscenzen ihren Abschluß; und wenn, im Laufe der Zeit, ich mich an neue „Lithuanistica“ erinnere, so finden sie innerhalb dieser lieben litauischen Periode in meinem Leben Platz.





Bei litauischen Soldaten

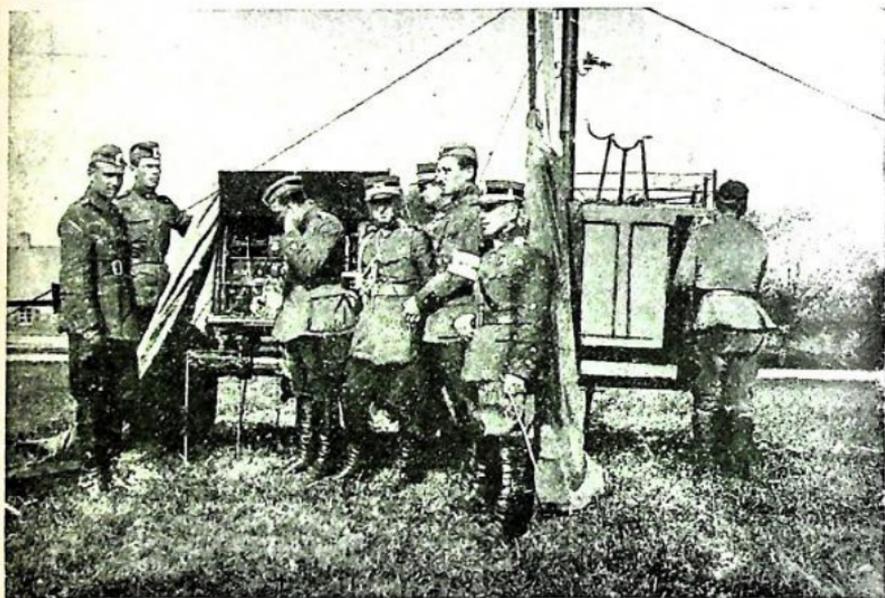


Ob man nun noch „blutrünstiger“ Militant oder bereits „friedliebender“ Kriegsdienstverweigerer geworden ist, leider muß es noch Soldaten geben! Gewiß hat sich in der noch von Menschen bewohnten Welt sehr vieles verändert. Verändert haben sich auch ganze Armeen und deren Strategen. Die Angriffsheere sind vom Erdboden ganz verschwunden, damit endlich die Menschheit in Frieden und Ruhe leben kann. Geblieben sind uns lediglich die sogenannten „Verteidigungs- und Befreiungsarmeen“. Während die Verteidigungsarmee nur zum Schutze von „Befreiern“ da ist, ist eine Befreiungsarmee zur „Befreiung“ von Verteidigern geschaffen. Wie soll man sich nun als gewöhnlicher Zivilist in der jetzigen Lage auskennen? Kühne und tapfere Kosmonauten drehen bereits ihre bewunderten „Runden“ nicht nur um die alte Erde, sondern bereits um Sonne, Mond und Sterne! Gewiß ist es wohl reine Neugierde der jetzigen Strategen, denn man will ja nur angeblich nach der dünnen oder dicken Luft forschen! Nur ganz alte Bobutės (Großmütterchen) sehen im Traum schon die Atom- und Wasserstoffdinger auf die Menschheit nieder-sausen! Wir wollen hier nicht in die Zukunft greifen, denn ein altes litauisches Sprichwort besagt: Pažūrėsim kaip šlubis šoks!“ (Werden sehen, wie der Lahme hopsen wird).

Durch die Jahrhunderte haben auch unsere männlichen Ahnen in den verschiedensten Armeen gedient. Seit ihrer ersten Wanderung daher wohl zuerst im Heer des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, dann folgend im preußischen, polnisch-litauischen, russischen, litauischen, bolschewistischen und deutschen!

Hier soll jedoch nur vom litauischen Heer und seinen Soldaten die Rede sein, während der Unabhängigkeit des Landes von 1918—1940. Nach dem ersten Weltkrieg wurde Litauen ein selbständiger Staat. Zu jedem Staat gehört auch Militär, und so war es auch bei uns. Das unabhängige Litauen hatte sich bereits am 16. Februar 1918 in der Hauptstadt Wilna proklamiert, doch ein Heer hatte das Land noch nicht. Man behalf sich zuerst mit kleinen Einheiten einer Miliz. Durch eine Regierungsverfügung vom 23. November 1918 wurde der Aufbau eines Heeres ermöglicht. Die Mehrzahl der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften kam aus dem russischen Heer, ein sehr geringer Teil aus dem deutschen. Bekanntlich war ja Litauen über 120 Jahre von Truppen des Zaren besetzt.

Vom hoffnungsvollen Anfang bis zum demütigenden Ende des selbständigen Heeres waren auch unsere deutschen Landsleute immer dabei. Als loyale Bürger des Landes nahmen die Deutschen alle bürgerlichen Pflichten ernsthaft auf sich und wurden somit auch litauische Soldaten. Der Natur nach dienten nicht alle mit besonderer Lust, doch gewissenhaft und treu. Es ist kein Fall bekannt, in dem ein Deutscher, etwa vor dem Heeresgericht, wegen eines größeren Vergehens zur Verantwortung gezogen worden wäre. Im Gegenteil, die Deutschen standen unter den anderen Minderheiten des Landes an erster Stelle! Es gab keinen Truppenteil und keine Hoeresdienststelle, in der nicht auch einige als Offiziere, Unteroffiziere und eine Anzahl Mannschaften Dienst taten. Vom ersten bis zum letzten Tag des Bestehens des litauischen Heeres haben unsere Männer vom Schützen bis zum General alle Dienstgrade innegehabt! Von den etwa 30 staatlichen Auszeichnungen wurden fast alle Stufen auch an Deutsche verliehen. Ein wahrer Rekord unter den Minderheiten des Landes! Auch die vielen zivilen Angestellten sollen nicht vergessen werden, die als Techniker, Handwerker oder Verwaltungsfachleute sehr begehrt waren. Ohne irgendwelche Absicht hier einige Offiziersnamen: von Kattlee, Wiemer, Balbach, Engler, Urban, Aust, Kühn, Engelmann, Hinz, Wagner,



Litauischer Funktrupp bei Manövern im Jahre 1928.

Schukowsky, Wegner, Berent, Fanstiel, Blümchen, Lagenpusch, Petrikal, Schmidt, Lang, Heidrich, Wachhaus, Klug, Dick, Durchholz, Eichelberger, Schwelgien, Lendrat, Meier. Mit großer Genugtuung und mit Stolz denken wir noch heute an unseren Landsmann General von Kattchoe, der am 16. Februar 1918 in Wilna mit Persönlichkeiten des litauischen Volkes die historische Unabhängigkeitsurkunde mitunterzeichnete!

Gewiß, es gab Zeitperioden, in denen man als Deutscher die Ohren steifhalten mußte, um überhaupt bestehen zu können! Die älteren litauischen Offiziere waren zum größten Teil tolerant und deutschfreundlich. Hier seien besonders die Generale Nagevičius und Kubiliūnas erwähnt. Dagegen waren die jungen Leutnants der Jahrgänge ab etwa 1928 ziemlich chauvinistisch angehaucht. Ein übler Deutschenhasser war auch Oberst Dočkus, Kommandeur des 3. Feldartillerie-Regiments. Jeden Deutschen seiner Einheit bezeichnete er als Spion und Landesverräter! Als im Herbst 1930 der deutschfreundliche Ministerpräsident Prof. Dr. Voldemaras gehen mußte, wurde es ganz schlimm. Nun begann im ganzen Land die sogenannte „Schwager- und Schwägerinnenwirtschaft“! Der einfache nationale litauische Soldat kümmerte sich herzlich wenig um das Regieren und lebte mit allen seinen Kameraden in sehr guter Gemeinschaft. Doch lassen wir die hohe Politik und besuchen wir eine litauische Truppeneinheit.

An einem herrlichen Junisonntag gehen wir in Kaunas die Parodostraße bergauf. Oben angekommen, bietet sich uns ein sehr schönes Bild. Rechts der Palast der Studentenverbindung „Neo Lithuania“ und daneben die Wohnvilla des deutschen Gesandten. Links die bunten Pavillons der landwirtschaftlichen Ausstellung und über die Straße eine hübsche Villa, in der unser verehrter Landsmann Prof. Dr. Jungler wohnt. Wo das Auge nur hinschaut, überall mächtige jahrhundertalte Eichen. Es ist der bekannte Eichenhain „Ažuolynas“. In der Ferne stehen die 150 m hohen Masten des Rundfunksenders. Weiter links kommen wir zu einem mit hohem Eisenzaun umgrenzten Platz. Es ist die Kaserne der Sarvuoty auto kuopa (Panzerpähwagen-Kompanie) im Verband der Sarvuocių rinktinė (Gemischter Panzerverband). Am Tor ein Posten unter Gewehr, wie könnte es auch anders sein! Wir fragen nach dem Landsmann Gefreiten Mett. Es ist „der Mettche“, der später das Obermühlenbaumeisterstochterlein Idachen geheiratet hat. Sie kennen ihn nicht? Dann sind Sie auch kein echter Pilwischker! Mett ist über den Besuch sehr erfreut und bittet uns, auf der Bank am Blumenbeet Platz zu nehmen. Ja, man merkt es, daß hier nur Soldaten wohnen. Links ein langer Kasernenbau, anschließend Küche und Speisesaal. An der Straßenseite ein großer Bau, in dem Garagen und Magazine untergebracht sind. In der Mitte befinden sich die Offiziers- und Feldwebelwohnungen. Überall peinliche Sauberkeit.

Da es Sonntag ist, standen die Soldaten erst um 7 Uhr auf, und jetzt kommen sie vom Frühstück. Es gab weißen Kaffee, schwarzes Brot und

Butter dazu. Nun werden noch die Stiefel nachpoliert, denn bald geht es zum gemeinsamen Kirchengang für die Katholiken. Die Evangelischen dürfen einzeln in ihre Kirche gehen. In der Ferne hört man bereits flotte Marschmusik, das 1. Husaren-Regiment ist im Anmarsch. Schwadron an Schwadron zieht nun an uns vorüber. Der pechschwarz-bärtige Musikmeister Lechavičius hebt den Taktstock und schon erklingt's: „Alte Kameraden!“ Zwei Schwadronen werden von unseren Landsleuten angeführt: Oberleutnant Schmidt und Leutnant Langl! Die Uniform der Husaren sieht sehr hübsch aus: Rote Mütze, olivgrüner Rock, rote Hosen, lange Reiterstiefel und weißes Lederzeug! Hell klingen die Sporen und die linke Hand hält den krummen Kosakensäbel fest. Anschließend marschieren die Militärpolizei-Schule vorbei, an die sich die Panzermänner anschließen. Auf der Laisves-Allee ertönt der Marsch „Mes be Vilniaus nenurimsim“ (Ohne Wilna werden wir nicht zur Ruhe kommen)!

Der Sobor (Garnisonkirche) ist bald erreicht und die Soldaten betreten ehrfurchtsvoll das riesige Gotteshaus. Nach den Weihehandlungen eines jungen Militärkaplans singt die Soldatengemeinde „Marija, Marija skaisčioji lelija! Išgelbėk mus nuo priešo baisaus!“ (Maria, Maria, Du reine, reine Liliel! Errette uns vom schrecklichen Feind!) Die Predigt hält der Kaplan der Technischen Truppenteile Dr. Juška, zum Schluß folgt das Vaterunser und die große Soldatengemeinde kniet nieder und betet laut mit. Zum Schluß des Gottesdienstes spielt die Militärmusik die Melodie des Chorals „Harre meine Seele, harre des Herrn!“ Ganz unbemerkt hat sich der Kompaniehund Dsčekas in die Kirche geschlichen und unter seinen Soldaten auf den kühlen Fliesen niedergelassen! Zum Glück hat es kein Vorgesetzter bemerkt! Stolz wird er nun mit seiner Kompanie ganz vorne mitmarschieren!

Und wieder geht es mit zackiger Marschmusik in die Kaserne zurück. Auf dem Kasernenhof stehen später die Soldaten beisammen und beraten, was nun am Nachmittag zu tun sei. Die aus der Stadt bängen um ihren Leidžiamas raštelis (Ausgehsschein) und die vom Dorf sind eigentlich gleichgültig. Denn was soll man in der Großstadt? Auf jeden Schritt Vorgesetzte, Höhere oder die Grünschnüre (Militärpolizisten)! Auch in der Kaserne wird es heute noch lustig zugehen! Plötzlich ruft der Wachhabende mit seiner Trillerpfeife zum Mittagessen. In Korporalschaften geht es zum Speisesaal. In großen Schränken hat dort jeder sein nummeriertes Fach, in dem Eßgeschirr, Brot und Zucker aufbewahrt wird. Man spritzt schnell zum Ausgabeschalter, wo das dampfende Essen ausgegeben wird. Zur „Abwechslung“ gibt es heute litauische Kopustai (Kohlsuppe), aber so, daß der Löffel drin steckenbleibt! Eine große Portion Schweinefleisch mit gebackenen Kartoffeln und Kruopy košės (Graupenbrei) mit Speck eingebraten. Am Montag gibt es dann zur Abwechslung Barščiai (rote Rübensuppe) mit Žirnių koše (Erbsenbrei). Sollte nun jemand meinen, daß so ein Speisezettel eintönig und einseitig wäre? Und doch, auch ohne Vitamintabletten,



Manöver-„Camping“.

gespeichertem Traubenzucker und Ameisensäure blitzten die weißen Zähne der Soldaten und ihre runden Gesichter verkörperten die Gesundheit selbst! Kranke gab es nur bei größeren Verletzungen, und kleine Wehwechen wurden einfach mit Jod übertupft!

Nach dem Essen verteilt der Wachhabende die Ausgescheine. An ein Mittagsschlälchen denkt kein Mensch. Wir betreten die Mannschaftsräume; diese sehen im ganzen so aus, wie sonstwo in der Welt. Der berühmte Sundukas (Holzkoffer) steht prompt unter jedem Bett! In den Gängen sind die blankgeputzten Gewehre in Gestellen ausgerichtet. An den Wänden Lehrbilder, auf denen der litauische Soldat alles richtig und der polnische alles falsch macht! Im Aufenthaltsraum werden fleißig Briefe nach Hause geschrieben. So einen Soldatenbrief müßte man einmal gelesen haben! Mindestens 6—8 Seiten lang, alle Ereignisse der Woche fein säuberlich aufgeführt. Zum Schluß ein abgeschriebenes Gedicht oder Lied und die Bitte, doch wieder etwas Lašinių (Speck) oder Dešros (Wurst) per Post zu schicken! Eine Gruppe spielt Schaschkis (Dame) und eine hört den Rundfunk. Da der litauische Sender erst am Spätnachmittag sendet, hört man den Sender Breslau oder Königsberg. Es ertönen die bekannten Melodien von

Strauß und Linke, dazu zackige preußische Marschmusik. Nur wenn der deutsche Ansager etwas länger spricht, springt der Wachhabende hinzu und stellt die Lautstärke auf Null! Die deutsche Musik ist ihm „wie Öl auf der Seele“, doch den Klang dieser Sprache leidet er grundsätzlich nicht! Sobald er glaubt, daß der lästige deutsche Ansager fort ist, wird die Lautstärke wieder erhöht! Gelingt ihm dieses Manöver nicht, dann schimpft er bissig: „Rupūzė, kad tave perkūnas trenktų!“ (Kröte, daß dich der Blitz- und Donnergott schläge!)

Hinter der Kaserne ist ein großer Obst- und Gemüsegarten angelegt. Unterfeldwebel Meleckas ist hier unumschränkter Herr. Mit großer Liebe und Sorgfalt betreut er jeden Baum und jedes Pflänzchen. Kein Unkraut und kein Kirminas (Wurm) darf sich sehen lassen! Die Farbenpracht der verschiedenen Blumen ist betörend! Die Akazien rings um das Gelände sind ein Geschenk des bekannten Grafen Tischkewitsch von Rothof. Tiefer im Hof ist ein ansehnlicher Teich angelegt, der von einer Quelle mit gutem Wasser versorgt wird. Zum Baden wird dieser von den Soldaten viel benutzt. Am Ufer wird ein Konzert gegeben, Hauptfeldwebel Bačinas auf der Garmoschka (Ziehharmonika), Unterfeldwebel Klein zupft die Balalaika (Zupfinstrument) und Unteroffizier Juškus auf der Skripka (Geige). Suktinis (Drehtanz), Klumpakojis (Holzpantinentanz), Gimnazistų valsas (Gymnasiastentwelder) und die Pasiutpolkė (Tolle Polka) erklingen und einige Männerpaare drehen sich bereits auf dem Ballspielplatz. Der Staub wirbelt nur so auf!

Mit dem Gefreiten Mett gehen wir wieder zur Bank und unterhalten uns über Schanzen, Kybarten und Pilwischken. Da, auf einmal Klavierakkorde! Eine wohltonende Tenorstimme singt eine Arie aus „Der Barbier von Sevilla“. Es folgen noch einige klassische Darbietungen. Wir sind sprachlos! Mett klärt uns auf, es singt der Kompaniechef, Hauptmann Ivanauskas, und der Begleiter ist Herr Marijošius, der spätere Dirigent der litauischen Staatsoper. In seiner Freizeit hat Hauptmann Ivanauskas das Konservatorium in Memel und Kauen besucht und erfolgreich absolviert. Nun ist er im Nebenberuf Tenorsolist bei der Oper.

Schallendes Gelächter dringt vom Teich und alles eilt dorthin! Ein sonderbares Treiben herrscht im Teich. Unterfeldwebel Meleckas in der Badehose stochert mit einem Feuerhaken am Ufer entlang und stößt plötzlich auf Widerstand. Gleich gibt ein Soldat eine Nürka (Tauchübung) und bringt ein mittleres Bierfaß nach oben. Schwere angebundene Steine waren nötig, damit nicht etwa ein „Unberechtigter“ das kostbare Fäßchen für sich allein in Gebrauch hätte nehmen können! Durch das Geschrei angelockt, kommen auch Hauptmann Ivanauskas und Herr Marijošius herbei. „Ramiai!“ (Stillgestanden) ertönt das Kommando und der Wachhabende meldet dem Chef, daß der Naminis aiutis (Hausbier) zum Probieren fertig ist. Der Herr Hauptmann ist sprachlos und meint mit strenger Miene, daß er nicht unterrichtet war!

Meleckas grinst nur hinterhältig und tauscht geschwind den Holzspund gegen einen richtigen Bierhahn aus. Der Druck im Faß ist enorm, denn es zischt und spritzt gewaltig! Der erste Feldbecher wird dem Herrn Chef gereicht und alles schaut auf sein Gesicht, wird der Anstich auch bestehen? Mit einem Zug trinkt dieser den Becher aus, schüttelt sich, macht eine fürchterliche Grimasse und sagt: „Po šimts velnių nieko sau!“ (Zu den hundert Teufeln, nicht schlecht). Ein befriedigendes Grinsen aller Beteiligten, die Probe ist bestanden! Die Verteilung erfolgt nun jeweils nach dem Dienstgrad, und auch die zivilen Gäste müssen „probieren“. Hauptmann Ivanauskas fragt noch beiläufig den Meleckas, ob er auch die Brauvorschriften eingehalten habe. Unterfeldwebel Meleckas nimmt Haltung an und meldet: „Klausau, pone vade“ (Zu Befehl, Herr Führer); nach den gesetzlichen Bestimmungen kann ein jeder litauische Bürger für sich ein Hausbier brauen, nur darf dieses nicht stärker als 2% sein. Der Chef meint jedoch, daß es bedeutend stärker wäre. Meleckas erwidert, daß man bei Soldaten nicht so kleinlich sein könne und man habe auch kein Thermometer, um das Bier zu messen! Durch den bewaffneten Posten am Tor sei die Sicherheit gegen Finanzbeamte sowieso gegeben! Mit jedem neuen Becher steigert sich auch die Stimmung der Soldaten und die Musik spielt so flott, daß die Finger der Musikanten zu brennen beginnen!



Der Kauener deutsche Sport- und Kulturverein „Kultus“.

An den Teich grenzt der bekannte Spielplatz des LFLS (Fußballverein). Als gute Nachbarn läßt der Sportverein jeden Angehörigen der Kompanie zu jedem Spiel umsonst in das Stadion. Auch die litauischen Länderspiele werden auf diesem Platz ausgetragen. Eine Extraporte wurde geschaffen, und der Schlüssel zu dieser liegt stets bei dem Wachhabenden. Heute spielt Kovas gegen LFLS, beide ersten Mannschaften. Während der Pause erzählt uns Unterfeldwebel Klein die besonderen Neuigkeiten der Woche. Gefreiter Morkunas war am Dienstag in der Staatsoper und sah sich „Carmen“ mit Kipras Petrauskas an. Als er nun spät in die Kaserne kam, stellte er große und kleine Flecken auf seiner schönen Ausgehuniform fest. Mit großem Schrecken erinnerte er sich, sich stark parfümiert zu haben. Er kramte in seiner Tasche und brachte ein Fläschchen mit der Aufschrift „Dr. Oetkers Backöl“ zum Vorschein! Unteroffizier Burneika kaufte sich ein neues deutsches Fahrrad Marke „Naumann-Seidel“. Es lief sehr leicht und er polierte es nur noch mit seinem Taschentuch. Gewisse Neider wollten Burneika aufschwätzen, daß englische Räder viel besser als deutsche liefen. Bei deutschen sollten angeblich statt Stahlkugeln grüne Erbsen eingebaut sein! An einem Tage mußte Burneika fort und schon machten sich „Saboteure“ ans Werk. Diese demontierten sein kostbares Rad und setzten statt der Stahlkugeln ausgesuchte grüne Erbsen ein. Als Burneika zurückkam, hänselten ihn die Kameraden wegen des schlechten Rades abermals. Da riß dem Burneika der Geduldtsfaden, er setzte sich auf sein Rad und begann die gute deutsche Qualität zu beweisen! Doch er kam nicht weit, denn an den Naben zeigte sich bereits Erbsenbrei! Nach eingehender Besichtigung fand er am Gepäckträger die Stahlkugeln in einem Beutel! Auch dem Schützen Balys ist Schreckliches passiert. Eines Abends wollte dieser unbedingt zu seiner Braut, hatte aber keinen Ausgang. Kurzerhand kroch er daher an einer dunklen Stelle durch eine Bodenvertiefung unter dem Zaun hindurch. Sein bester Kamerad merkte dieses Unternehmen und schlich zum Abstellraum. Dort stand ein Faß mit gutem Prenner Teer; er ergriff einen Pinsel, tauchte diesen gut ein und bestrich einige Male das Gras an der Fluchtsstelle. Kurz nach Mitternacht hörten die wachsamen Kameraden das kräftige Fluchen des heimkehrenden Balys. Seine schöne Uniform hatte mit dem Teer nähere Bekanntschaft gemacht. Die ganze Kompanie aber hatte reichlichen Lachstoff für zwei Wochen!

Das Fußballspiel gewann der LFLS, und die Massen der Zuschauer gingen zufrieden vom Platz. Auf dem Kasernenhof wird zum Abendbrot gepfiffen. Es gibt Miltų kleckelių su pienu (Mehlkloßchen in Milch). Im Aufenthaltsraum ist es jetzt ganz still geworden, man liest Bücher aus der Kompaniebibliothek oder die aufliegenden Zeitungen Karys (Der Soldat), Mūsų Vilnius (Unser Wilna), Lietuvos aidas (Litauisches Echo — national), Lietuvos žinios (Litauische Nachrichten — liberal), Rytas (Der Morgen — christlich) und, nicht zu glauben, auch

ein deutsches Blatt „Ostseebeobachter“. Das deutsche Blatt war wohl mehr für die Kameraden aus dem Memelgebiet gedacht, doch es verfehlte jede Wirkung! Es enthielt kübelweise Verleumdungen und Schmutz gegen alles, was deutsch war. Dieses Blatt war nicht einmal für hinterlistige Zwecke zu gebrauchen!

Um 21 Uhr ist Zapfenstreich. Der Trompeter schmettert die Melodie des alten litauischen Liedes „Eisim, broteliai, namo, namo“ (Gehen wir, Bruderchen, nach Hause, nach Hause). Wir verabschieden uns schnell von Landsmann Mett und danken ihm für seine Mühe, die es uns ermöglichte, das litauische Soldatenleben kennenzulernen. Bei dieser Einheit dienten auch eine Anzahl unserer Landsleute, wie Dick, Felgendreher, Kiesel, Gebrüder Kraft, Möck, Gerulat, Pieper und andere mehr. Auch einige bedeutende litauische Offiziere kamen aus dieser Kompanie: General Musteikis (Verteidigungsminister), Oberstleutnant Slizys (Juristischer Berater im Verteidigungsministerium), Major Pyragius (bekannter Flieger und Übersetzer des deutschen Buches „Der rote Kampfflieger“).

Nachdenklich gehen wir die Straße bergab nach Karmeliten zu. Litauen und Deutschland, wie waren doch beide Staaten als Nachbarn eng miteinander verbunden! Mancher deutsche Landser gab schon im ersten Weltkrieg sein Leben auch für das litauische Volk, besonders im Kampfe gegen die vorrückenden Bolschewisten. Schon bei der langen Besetzung durch die zaristischen Truppen hat Deutschland Litauen viel geholfen. Ganze 40 Jahre verbot das zaristische Regime jedes gedruckte litauische Wort! Die litauische Bibel, Gebetbücher, Zeitschriften und Schulbücher wurden daher zum größten Teil in Tilsit, Memel, Königsberg oder auch in Berlin gedruckt. Auf einsamen Pfaden wurden dann diese über die grüne Grenze geschmuggelt. Auch im offiziellen Lesebuch für die Schulen der Provinz Ostpreußen von Ferdinand Hirt wimmelte es nur so von litauischen Geschichten, Gedichten und Liedern! Unter den deutschen Kaisern nach 1870 gab es im königlich-preußischen Heer auch litauische Reiterregimenter! Deutschland anerkannte 1918 als erster Staat der Welt Litauen de jure. Deutschland gab Litauen die erste große Anleihe und rüstete das Heer mit Waffen und Material aus. Unser alter Generalfeldmarschall von Hindenburg wurde mit dem höchsten litauischen Kriegsorden ausgezeichnet, mit dem überhaupt nur noch vier Persönlichkeiten bedacht wurden. Gewiß, es ist nicht zu verschweigen, daß die zuletzt herrschenden Machthaber in Litauen es ernsthaft vorhatten, das Deutschtum radikal auszurotten. Alle Mittel waren recht, um dieses Ziel zu erreichen. Dennoch lieben die Litauendeutschen das litauische Volk. Litauen ist unsere Heimat und das Vaterland der Litauer!



Winter in der alten Heimat.

Eine Fahrt von der Scheschuppe zur Deime

— Eine Bildergeschichte —

Da habe ich noch ein paar alte Bilder gefunden, ich hatte sie meinen Eltern aus Ostpreußen nach Bremen geschickt. Es sind schon über 25 Jahre her. Nun wacht die Erinnerung wieder auf von der ersten Lehrtätigkeit am Gymnasium in Stallupönen, von den Freunden in Schirwindt, Pillkallen und Lasdehnen, in Tilsit und der Elchniederung.

Mit zwölf Jungen ging es auf Fahrt, sechs Faltboote, eine stattliche Flotte, hatten wir uns beschafft. Wir wollten eine große Flußfahrt von der Scheschuppe auf die Memel, Gilge abwärts über das Haff in die Deime unternehmen. Das war ein gewagter Plan, wie wir erst später erfuhrten. Aber nicht die Scheschuppe war gefährlich, die Landesgrenze zwischen Deutschland—Ostpreußen und Litauen, nicht zu vergleichen einer Fahrt, die man heute mitten in Deutschland etwa werraabwärts wagen wollte.

In Schirwindt setzten wir die Boote ein. Den letzten Proviant gab uns hier noch Mutter Lau mit auf die Fahrt, einige Flaschen eingemachter Blaubeeren. Vorher hatten wir noch in Neustadt (Nowomiesti) jenseits der Grenze billig Butter und Wurst, Brot und Speck eingekauft — die Eier bekamen wir fast geschenkt. Da waren wir einfach mit unseren Freunden aus Schirwindt im „kleinen Grenzverkehr“ über die Holzbrücke nach Litauen geschlendert, ohne daß uns auch nur ein Zöllner eines Blickes gewürdigt hätte. Wie fremd erschien uns aber dieses litauische Stadtbild mit den kleinen Holzhäusern, ungepflasterten Straßen und Plätzen und dem Trubel des östlichen Marktes. — In Schirwindt bauten wir die Boote am Ufer des Flüßchens zusammen und schoben sie nacheinander von dem flachen Hang in die Flut. Ein großes Winken der begeisterten Schuljugend, und dann ging es flußabwärts in ruhiger Fahrt dahin. Das linke Ufer schien uns bewaldeter, bewachsener als das steilere rechte der litauischen Seite. Wir spürten hinter den Uferwänden den weiten Raum und eine Menschenleere, wie wir sie im Westen kaum noch kennen. Ganz allein mit uns, unbeobachtet von Zöllnern oder Grenzwächtern, ohne daß uns jemand winken konnte, ganz unbemerkt von der Welt paddelten wir das Flußtal entlang. Oft war das Wasser glatt wie ein Spiegel, die Boote waren schwerbeladen mit je zwei Jungen, dem Gepäck und einem kleinen Bootswagen dazu. Nicht ein Lüftchen wehte, so daß wir die Segel festbinden mußten (Bild 1).



Auf der Scheschuppe.

Gegen Abend liefen wir in eine stille Bucht ein und suchten uns dort einen Zeltplatz, aber wir waren schon zu müde zum Auspacken (Bild 2)



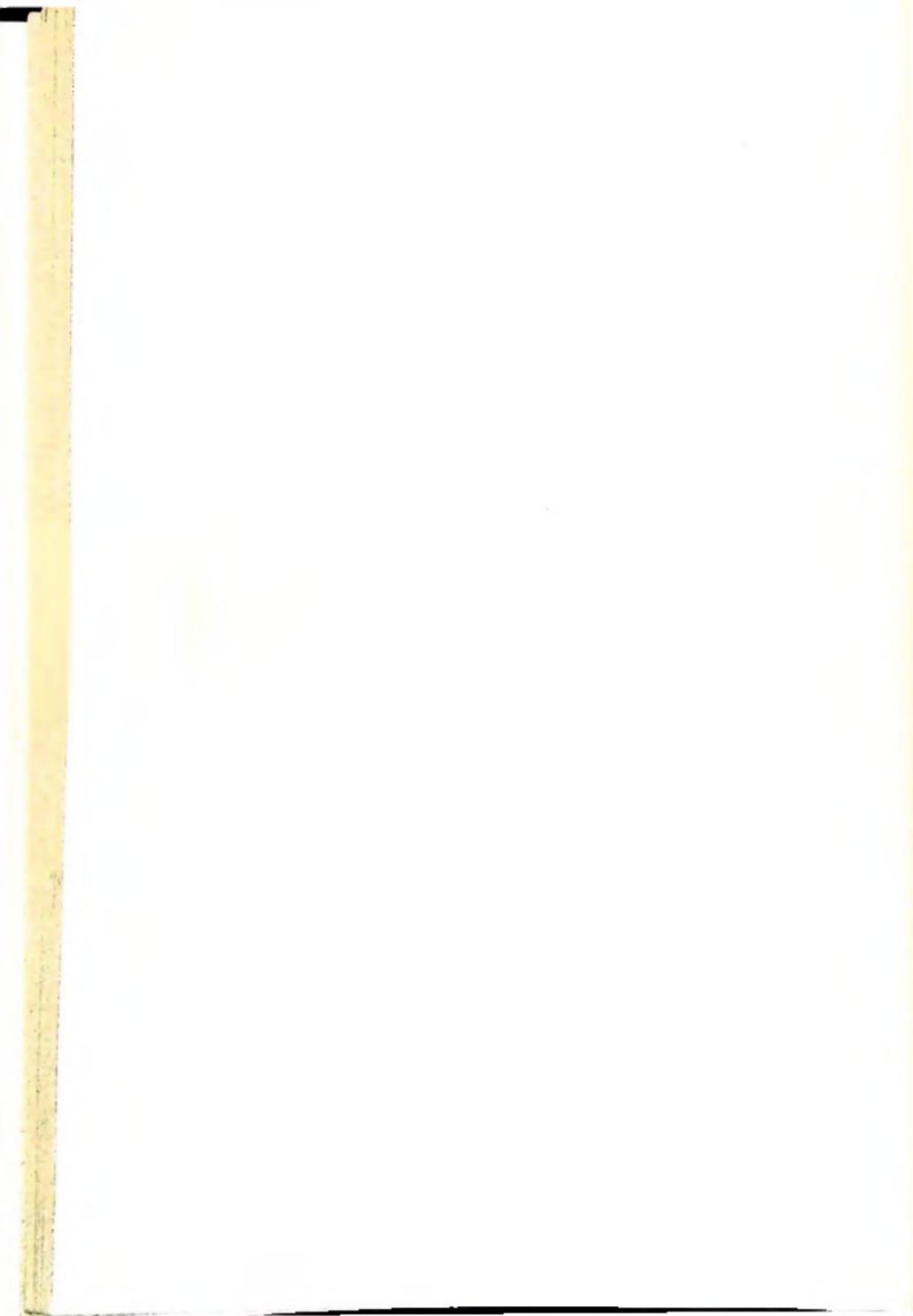
Unsere Flotte.

und 3). Nur Milch mußten wir uns noch holen für unseren Grießbrei, so studierten wir die Karte und entdeckten, daß wir in Bremerhusen gelandet waren (die wir heute in „Bremerhusen“). Aber nichts von



„Grüner See“ bei Wilna

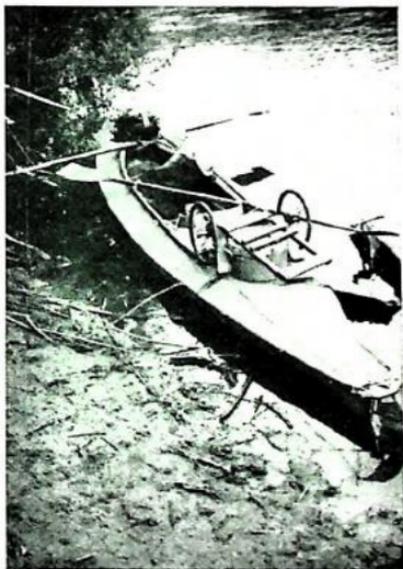
Aquarell von H. Ernst





Vor Bremerhusen.

einem Haus oder Gehöft war zu bemerken, nur von ferne tönte Tanzmusik herüber. Unsere beiden ausgesandten Milchholer kamen aber bald mit einer großen Kanne voll Milch zurück. Wir beschlossen, faul wie wir waren, in den Booten zu übernachten, Kopf an Kopf und mit den Füßen in den Bootsspitzen. Die Scheschuppe schaukelte uns leise



Verschwunden.

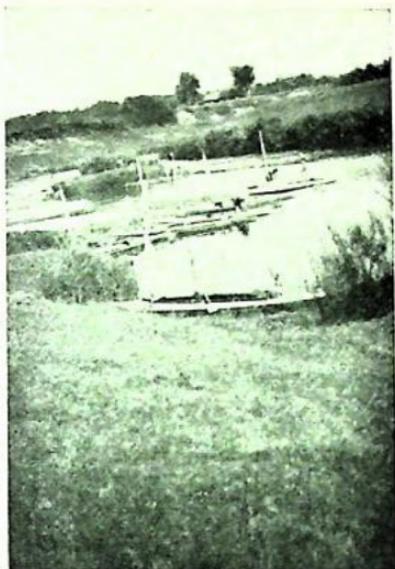
plätschernd in den Schlaf. Morgens um sechs Uhr gelang uns ein Schnappschuß, keine Paddler sind mehr im Boot zu sehen; sie waren in der Kühle des Morgens ganz in die Bootsspitzen gerutscht und hatten sich „unter Deck“ zusammengekauert (Bild 4). Ein kühner Sprung ins Wasser, der uns das unangenehme Waschen ersparte, und der von unserem Smulje wohlvorbereitete Kaffee machte die Glieder wieder gelenkig und die Augen klar. So zog Boot nach Boot mit leichtem Paddelschlag davon (Bild 5), immer in Sichtweite,



Rechts Litauen.

wenn einmal eine Gefahr auftauchte, eine Bootswand leckschläge oder die Grenze vom rechten Ufer uns doch einmal bedrohlich werden könnte. Für das Mittagessen, das allerdings erst auf selbstgebauter Herdstelle gekocht werden mußte — „Wasserhoier marsch, marsch!“ — hatten wir wieder ein lauschiges Plätzchen entdeckt. Aber als es dann in den Abend ging, hatten wir ein merkwürdiges Erlebnis. Als wir eben um eine Schilfflecke bogen, erkannten wir von weitem die strohgedeckten Holzhäuschen eines Litauerdorfes. Doch was war das, unmittelbar vor uns im Wasser? Ich dachte zuerst an eine Viehherde, die sich im Wasser kühlte. Aber da erkannte ich es, es waren die Frauen des Dorfes, die da badeten. Sie standen reglos und unbekleidet bis zum Hals oder auch bis zu den Knien im Wasser. Sie waren wohl ebenso erstaunt über uns wie wir über sie. Sie tauchten nicht, sie standen und ließen uns vorüberziehen. Es war wie ein Bild aus der Odyssee, ein Bild des Paradieses, ursprünglich und selbstverständlich. Manchmal mußten wir auch kleine Stromschnellen durchfahren. Einmal war sogar der Fluß in seiner ganzen Breite durch Baumstämme blockiert, so daß wir die Boote mühselig über Land tragen mußten, bis wir wieder freies Wasser bekamen. Doch einmal nahmen wir uns Zeit, in einem kleinen Hafen auf litauischer Seite anzulegen. Da haben

Der Klopshafen.



unserer Köche einen Fischklops zustande gebracht, dem leider eine zu starke Prise Salz dazu verhalf, nie vergessen zu werden (Bild 6).

Noch einmal legten wir an der Mündung der Scheschuppe in die Memel eine große Rast ein. Eine helle Sandbank lockte uns zum Verweilen. Die Boote wurden „seetüchtig“ gemacht für den großen Strom, das Gepäck noch einmal ausgelastet, Masten und Segel gesetzt, und dann ging es in die schnelle Strömung des mächtigen Flusses. Wir waren kaum eine halbe Stunde unterwegs und freuten uns des mühelosen Fahrens ohne Paddelschlag, da geschah etwas Unvorhergesehenes. Das erste Boot war mit dem Mast gegen das dicht über dem Fluß liegende Drahtseil einer Fähre getrieben und drohte umzukippen. Auch dem zweiten nahte schon das Verhängnis. Da gelang es dem Bootsführer an der Spitze, den Mast samt Segel herauszureißen und den folgenden Booten seine Warnung zuzurufen, so daß die Flotte ohne Schaden — die Bootsmannschaften in die Boote sich duckend — unter dem niedrigen Seil hindurchschlüpfen konnte.

Voller Stolz und Freude jagten wir mit unseren flinken Fahrzeugen stromab, vorbei an den sagenumsponnenen Höhen von Ragnit, bis wir abends im Anblick der Luisenbrücke am Bootssteg des Tilsiter Ruderclubs anlegten, wo wir freundlich aufgenommen und für die Nacht untergebracht wurden. — Am nächsten Tage segelten wir mit Strömung und Schiebwind bis an den Rand des Eldreviers. In Setken-



Im Schlepp auf der Gilge.

burg besuchten wir die Mutter eines Mitschülers, die uns großartig bewirtete und alle Mann in der kleinen Wohnung, anspruchslos wie wir Wasserzeiger waren, auf dem Fußboden, sauber und warm, übernachten ließ.

Und dann kam die Traumfahrt auf den stillen Wassern der Waldniederung. Gegen Abend — wir wollten zur Nacht noch Gilge erreichen — erlaubte uns ein Motorkutter anzuhängen. So tuckerten wir zufrieden mit der Welt durch die Dämmerung (Bild 7). Als der kanalartige, spiegelglatte Fluß nach einiger Zeit die dunklen Wälder freigab und sich die Himmelsschneise wieder öffnete, da lag vor uns Gilge, das Klein-Venedig der Elchniederung. Der Strom war die Straße, Häuser und Höfe dem Fluß zugewandt. Boote lagen verankert am



Gilge.

Ufer, Heukähne und Fischerboote. Die Holzhäuser wirkten auf uns Binnenländer bezaubernd in ihrem Holzbau und den weißen geschnitzten Giebelbrettern (Bild 8). Weit auseinandergezogen fuhr unsere



Die „Dorfstraße“.

Flotte die „Dorfstraße“ entlang, um einen Anlegeplatz zu suchen (Bild 9). Da hatte das erste Boot ein Fleckchen trockener Wiese unter



Am Ankerplatz.

einem riesigen Weidenbaum am Fluß erspäht. Hier wollten wir ankern und zelten, Boot auf Boot legte an (Bild 10). Aber da geschah etwas Aufregendes, womit niemand gerechnet hatte. Die jungen Mädchen eines nahen Arbeitsdienstlagers bemühten sich vergebens, einen schweren Lastkahn, mit Kohlen für das Lager be-

laden, an unserem Ankerplatz vorbei in einen Kanal hineinzutreiben. Mädchenarbeitsdienst — das hieß für uns Abenteurer Aussicht auf Sonderversorgung! Hilfsbereit, wie wir bei solchen Gelegenheiten aufzutreten pflegten, übernahmen wir die Schiffsführung, um mit un-



Mit vereinten Kräften.



„Ziehet fest an!“

serer Mannschaft den Kahn sozusagen als Trojanisches Pferd in das Mädchenlager hineinzuschleusen. Nun zogen Jungen und Mädchen gemeinsam beiderseits des Grabens an den Seilen, und der Flottenchef persönlich übernahm die lange Stange zum Staken (Bild 11 und 12). Wir kamen ganz schön in Fahrt — Einigkeit macht stark! Da

gab es plötzlich einen harten Ruck! Was war das? Erst vermuteten wir, auf einen im Wasser verborgenen Stubben aufgelaufen zu sein. Dann aber entdeckten wir die Bescherung: Mit dem hohen Mast und der hohen Fahrt hatten wir die Lichtleitung des Dorfes zerrissen, die unseren Graben überquerte. Wie sollten wir auch in die Wolken gucken, wenn wir doch Graben und Kahn zu beobachten hatten! Sollte sich heute noch ein Einwohner von Gilge daran erinnern, daß eines Abends unerklärlicherweise das Licht erlosch, so mag er hier des Rätsels Lösung erfahren. Damals jedenfalls hielten wir mit den Mädchen dicht. Um so köstlicher schmeckten uns nach des Tages Mühe und Arbeit zur Belohnung die Bratkartoffeln und die Platten mit Stullenbergen, die uns unsere Mädchen servierten. Wir durften sogar unsere Flotte ans Lager heranführen und bekamen einen Platz zum Kampieren angewiesen, dazu am nächsten Morgen Milchkaffee mit Semmeln und Kuchen. Dank euch, Mädchen, ihr hattet es schon begriffen, was ostpreußische Gastlichkeit bedeutet!

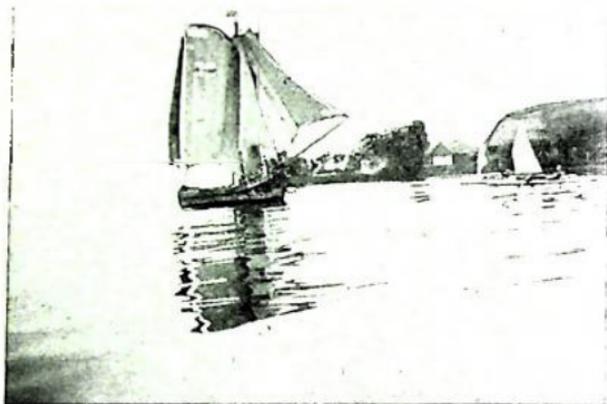
Räucher... ..



... und Flunder.

Ja, und dann sind wir noch einmal an Land gegangen, um uns mit der Zubereitung und dem Genuß von geräucherten Aalen und Flundern zu beschäftigen (Bild 13 und 14). Der Rest verblieb uns als Marschverpflegung auf See.

Es war wohl fünf Uhr morgens, als wir aus der Gilge hinaussegelten auf das uns endlos dünkende Kurische Haff. Vor uns lag die See in einer Dunstschicht, hellblau leuchtend wie der Morgenhimmel über uns. Da kam uns etwas entgegen, gewaltig wie ein Ungeheuer, ein geflügelter Drache, wie es da so aus dem Nebel vor unseren winzigen



Der Kurenkahn.

Booten auftauchte, ein riesiger Kurenkahn in voller Takelage. Auf keinem Bild von der Kurischen Nehrung hatten wir je so etwas Gewaltiges gesehen. Das alte verwaschene Bild (Bild 15) mag noch ein wenig von dem Eindruck vermitteln.

Und dann ließen wir das Land zurück. Links tauchte vor uns auf einer Schutzmauer der Gilgemündung noch ein letztes Leuchtfeuer auf. Jetzt lag vor uns das weite, unendliche Abenteuer. Keiner von uns ahnte, wie gefährlich es werden sollte. Wir fühlten uns als Wikinger, die mit ihren Drachenbooten Ostsee und Atlantik querten. Boote und Besegelung hatten sich bewährt, wir trauten uns allerhand zu, und der Tag war sonnenhell und klar. Eine leichte Brise aus Nordost blähte unsere Segel. Wir trieben zwar unter Land, aber immerhin ein paar hundert Meter von der Küste entfernt. — So segelten wir in der Frühe, wir segelten in den Mittag, wir segelten in den Abend hinein (Bild 16). Da meldete sich die Gefahr. Vor uns aus Nordwest tauchte ein Wölkchen auf! Fast von Minute zu Minute vergrößerte es sich, schon bedeckte Gewölk den westlichen Horizont, das Wasser wurde unruhig, die Wellen überspülten die mit Spritzplanen abgesicherten Luken der Boote. Erst gefiel uns das Schaukeln, aber bald meldeten sich zwei



Wikingen.

unserer Kleinen als seekrank. Mannschaftswechsel auf hoher See, die Kleinen wurden von den beiden kräftigsten Fahrern übernommen. Und nun mußten wir versuchen, noch vor Einfallen des Sturmes die gefährliche Windenburger Ecke vor der Deime-Mündung zu umschiffen. Wir lagen hart am Wind, die Segel jagten die Boote durch brandende Wellen. Haarscharf schnitten wir schon die Ecke, als dicht vor der Deime aus dem ersten Boot ein Warnruf ertönte. Einer unserer tüchtigsten Jungen hatte mit scharfem Blick eigenartige Spritzer und Brecher über dem Wasser bemerkt. Als wir uns näherten, entdeckten wir Felsklippen unter der Wasseroberfläche — die Sage erzählt, daß sie von Riesen hierher geworfen worden seien. Wir wären aufge-



Im Sturm auf dem Kurischen Hafi.

laufen, wenn wir nicht im letzten Augenblick unsere Boote hätten herumreißen können.

Aber als der Sturmwind losbrach, hatten wir es geschafft. Wir segelten mit achterlichem Wind in die Deimemündung ein, er trieb uns in wilder Fahrt stromauf an den hohen Schilfwänden des Niederungsstromes vorbei — bis wir in der Dämmerung eine Bootslände erreichten. Es war unser Ziel, das Bootshaus des Ruderclubs von Labiau. Schimpfend empfing uns der Bootswart, er hatte erst vor kurzem erfahren, daß zwei junge Leute, im Fallboot das Haff überquerend, nicht mehr heimgekommen waren.

Das Haff ist gefährlich, aber das Leben ist schön, wenn die Gefahr überstanden ist. Die Erinnerung an die Fahrt mit den kleinen Booten auf unseren östlichsten deutschen Flüssen und Strömen und querab über das Haff ist uns mit den Bildern noch immer gegenwärtig.

GOTT gebe
mir nur
jeden Tag
Soviel ich darf
zum Leben +
Ergibts dem Sperling
auf dem Dach,
Wie sollt Er's
mir nicht geben?

MATTHIAS CLAUDIUS

Kurische Mehrung

I

Wie weiße Wimpel flattern weiße lustige Wolken —
Lachendes Fröhlichsein über geputzten Menschen,
Booten und Musik.

Kleine Wellen jagen — tänzeln gegen das Boot —
Sonne wirft zitterndes Leuchten in blaues Wasser,
tupft bunte Kringle — übermütig — verschwendend:
so reich sind die Tage!

Und da sind Segel — drei — vier — kommen näher — wachsen
groß und rund — zucken im Wind — und verblühen weit draußen
wie frohe schneestüchtige Blumen.

Die Sonne wird heiß — hart — grell der Himmel —
Wind stößt graue Wolken zu Rauchtahnen, sprengt Wellen
zu Schaum —

Mittag hängt an zitternden Fäden am Himmel.

II

Am Abend wird das Gesicht der Landschaft lebendig.
Grüne Streifen am helldunklen Himmel flackern zur Erde —
tanzen auf zuckenden Wellen —
sterben ganz langsam im müden Grau des Wassers.
Und der Wind singt —

Er schweigt niemals — geht — langsam — mit geheimnisvoller
Gebürde durch die hohen Kiefern —
Raschelt im Schiff.

Huscht über die träge Ruhe des Halls. Dann ist er in den Dünen.
Irgendwo rauscht das Meer.

III

Über den Wassern ist Nacht ...

*Lichter sind — groß — fern — übereinander getürmt —
 bauen Menschenwerk in die Nacht — Häuser, in denen man wacht —
 Fabriken — sprechen: Stadt! — Sind Bilder ohne Stimmen und
 Laut — ganz fern. Nur der Wind singt.
 Schwarze Segel schleichen — ziehen mühsame Körper nach —
 Boote wie schwere Tiere, lautlos und stumm.
 Zuckend stößt das Licht des Leuchtturms ins tote Wasser.*

IV

Irgendwo lag das Dori. Aber jetzt ist Sand ...

*Schneidender, sprühender, wirbelnder Sand —
 hundert Jahre den gleichen Weg — wandernd die Düne,
 wandernd das Tal —
 wandernd über den Wald, über die Weiden, über das Dori —
 Sand. —
 Und das Tal ist ein grelles Auge mit irren Lichtern
 in flackernder Sonne —
 ist wie ein stummer Schrei — einsam — gewaltig —
 ist wie ein fressender Tod in blühendem Garten.
 Sand.—
 Über den Wald kam der weiße Berg — rieselte — ilog —
 umkralte die Stämme — traß sich ins Mark —
 glitt schleichend hinweg —
 In schwarzem Moder starrt das Gerippe.*

V

*Der Sturm warf seinen Mantel aufs Meer —
 Weiße Wellen hasten verwirrt ans Ufer.
 Das Gras zischt auf der Düne.*

*-----
 Über dem Haß hängt der Mond wie eine gelbe Blume.*

Die neue Situation

Es lohnt, sich über die Bedeutung und das Wesen des Auslandsdeutschtums einige Gedanken zu machen. Einst war die Zahl der Deutschen, die ihren Wohnsitz, ihren Arbeitskreis im Auslande hatten, beträchtlich hoch; jetzt, da Tausende von ihnen zurückkehren mußten und ein Auslandsdeutschtum in diesem Umfang nicht mehr vorhanden ist erkennt man, daß diese Menschen bei aller Verschiedenheit, mochten sie in noch so verschieden gearteten Staaten und Ländern gewohnt haben, eins gemeinsam hatten: sie bildeten alle eine Ausnahme in der Bevölkerung. Sie gehörten nicht zur Masse. Wenn auch die Deutschen im Auslande in der Regel die Sprache des Landes beherrschten, so sprachen sie doch in den meisten Fällen zu Hause und untereinander deutsch, unterhielten sich in ihrer Muttersprache. Sie gehörten dem Volk an, das im ganzen Osten in hohem Ansehen stand. Das wird am besten durch folgende Begebenheit bewiesen. Es war schon in der Zeit, da der sowjetische Einfluß in Litauen überwiegend geworden war, durch Kaunas, der einstmaligen Hauptstadt des Landes, fuhr in der Laisvės Alėja ein vollbesetzter Autobus. Im Innern des Wagens entstand ein Streit, Tumult. Der Bus hielt, die Polizei wurde geholt. „Der da“, schrieten die Leute, „der hat den Arbeiterstaat beleidigt, er hat sich als Herr aufgespielt, er darf nicht mehr weiterfahren, er tot zu einem, der ihn mit Genosse anredete, grob gesagt: „Für dich bin ich noch lange kein Genosse!“ Hinaus mit ihm!“

Der Polizist ließ sich von dem Betreffenden den Personalausweis zeigen, es war ein reichsdeutscher Paß. „Beruhigt euch, Leute“, sagte er daraufhin, „das ist ein tikras ponas, ein wirklicher Herr.“ Unbehindert durfte der Deutsche weiterfahren.

Ob nun diese Anekdote stimmt oder nicht, tatsächlich war es so, daß die Deutschen in Litauen eine gehobene Lebensstellung einnahmen. Sie waren Handwerker, Pächter, Hofbesitzer oder wirkten als Pastoren, Ärzte, Apotheker, Rechtsanwälte überall in den Städten und im Lande. Ja, bis zur Jahrhundertwende waren diese akademischen Berufe ausschließlich in der Hand der Deutschen. Die gemeinsame Sprache, die gleiche Konfession — alle evangelisch, Litauen war ein katholisches Land — bildeten das feste Band, das sie umschlang.

In allen Auslandsdeutschen lebte die Sehnsucht, einmal nach Deutschland zu kommen, einmal die große Reise nach Berlin antreten zu können. Wem es vergönnt war, die Grenze zu überschreiten und ins

Reich zu fahren, für den hatten alle Dinge dort ein Sonntagsgesicht, er selbst befand sich in Hochstimmung, und bei allem, was er sah und erlebte, schwang die Freude mit, es zu Hause erzählen zu können.

Das Reisen ist schön, das Nachhausekommen noch schöner. Es ist köstlich, Gast sein zu dürfen, wenn man das sichere Gefühl hat, ein Zuhause zu haben.

Nun, nicht jedem war so eine Reise vergönnt, aber zu jedem kam Deutschland selbst; es kam in Gestalt des deutschen Soldaten sowohl im ersten als auch im zweiten Weltkriege. 1915—1918 entdeckte der deutsche Soldat, daß jenseits der preußischen Grenze Deutsche wohnten, die seine Sprache sprachen, die seine Sitten hatten, die seine Lieder sangen, am meisten aber wurde er beeindruckt von der Gastfreundschaft, die er dort erlebte. Und wenn auch dieser Besuch nur kurze Zeit währte, so war durch ihn das Selbstbewußtsein der Volksgruppe erwacht. Litauen wurde durch die Gunst der Siegermächte eine selbständige Republik; Demokratie sollte in ihr herrschen. Die Freiheit, die sich dadurch für die Minderheiten bot, ergriffen die Deutschen und schlossen sich in Vereinen zusammen, bauten Schulen auf und bemühten sich, all die Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellten, zu überwinden. Dieser offene Zusammenschluß war unter der russischen Herrschaft, die über hundert Jahre gedauert hatte, unmöglich gewesen. Es war nun Leben und Bewegung in der Volksgruppe entstanden. Dann kam der zweite Weltkrieg, und wieder stand der deutsche Soldat auf dem Boden der Heimat. Da hoffte man, daß sich ein Traum erfüllen würde, aber er zerrann. Es kam der schwarze Tag, da man die Heimat verlassen mußte, um sich nach Deutschland zu retten. Ja, hatte man das nicht einst ersehnt? Gewiß, gewiß, eher als Gast, zu vorübergehendem Besuch und nicht als Flüchtling, als Heimatloser, der kein Zuhause mehr hat. Da bekamen alle Dinge und das Land ein anderes Gesicht. Es gab keine Sonntagstimmung, die war verschwunden. Der Krieg hatte die Städte verwüstet, das Land ausgeplündert. Elende kamen zu Elenden.

Bisher hatten die Auslandsdeutschen in ihrer Volksgruppe gelebt, sich um ihre Kirchen und Schulen gesammelt. Jetzt waren sie auseinandergerissen, waren allein, nur auf sich selbst gestellt. Aus einer Weite kamen sie in eine drangvolle Enge. Nicht als ob jeder von ihnen ein Schloß, eine komfortable Villa besessen hätte, aber wenn sie daheim über die Schwelle ihres noch so bescheidenen Heimes traten, wölbte sich ein weiter Himmel über ihnen, und sie sahen die Sonne aufgehen und am Abend den Horizont in ihrem Lichte erglänzen.

Dort hatte sich die Volksgemeinschaft dem Staate gegenüber behaupten müssen, einem Staate, der es versuchte, mit Lockungen und Drohungen den einzelnen aus seinen natürlichen Bindungen zu lösen, sie aufzugeben und im fremden Volkstum aufzugehen. Eine verschworene Gemeinschaft hatte sich durch diesen Kampf gebildet, die sich hohe

Ziele setzte. „Jedes deutsche Kind in eine deutsche Schule“, lautete die Parole. Und dafür wurden Opfer gebracht, denn die Schulen der Minderheit mußten von der jeweiligen Volksgruppe erhalten werden. Diese Schulen, wie ihre Kirchen, wurden dadurch ein Teil, ein Stück



Eigenheim unseres Schrittleiters Woldemar Günther, Salzgitter-Lebenstedt, Am Saldergraben 12. Hinter dem lichtspendenden Dachflächenfenster entsteht allmonatlich unser Blättchen, die „Heimatstimme“.

ihres Lebens. Nun, nach der Flucht wurde es anders. Sie waren keine Gruppe mehr, die sich für ein ideelles Ziel einzusetzen hatte. Sie waren bedeutungslose Einzelne in einer Masse geworden. Der deutsche Handwerker, der deutsche Besitzer, der deutsche Apotheker hatte seine Ausnahmestellung verloren, hier waren ja alles Deutsche, hier mußte sich jeder nur um seinen materiellen Vorteil bemühen. Um

kulturelle Dinge brauchte er sich nicht zu sorgen, dazu brauchte er keine Opfer zu bringen, das machten die Steuern. Der Staat errichtet Schulen, sorgt für Lehrer, schützt die Kirchen. Zu Hause war das ihre Aufgabe gewesen, sie war zum Inhalt ihres Lebens geworden. Jetzt waren sie äußerlich und innerlich verarmt. Wo waren die Nachbarn, wo waren die Freunde geblieben? Nur von Mund zu Mund lief manchmal die Kunde: der ist dort und dort gelandet, die haben da und da Unterkunft gefunden. Eine große Freude war es, als der erste Rundbrief von Propst Tittelbach eintraf. Große Pläne wurden gewälzt, man spielte mit dem Gedanken einer gemeinsamen Auswanderung nach Kanada: mit den eigenen Pastoren, mit den eigenen Lehrern und Bauern. Dazu kam es nicht, aber es gelang ein Zusammenschluß in einer Landsmannschaft. Die Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen wurde ins Leben gerufen. Sie hat sich durch die unermüdlichen Bemühungen von Prof. Dr. Johannes Strauch zu einer stattlichen Organisation entwickelt, die im vorigen Jahr ihr zehnjähriges Bestehen feiern konnte. Aus dem kleinen Rundbrief von Propst Tittelbach ist im Laufe dieser Zeit unsere „Heimatstimme“ hervorgegangen, die immer mit großer Freude empfangen wird. Herr Hermann Hahn hat zunächst die „Heimatstimme“ redigiert, heute haben wir eine umfangreiche und regelmäßig erscheinende Monatszeitung. Die „Heimatstimme“ erzählt unsern Landsleuten in aller Welt — denn weit verstreut wohnen sie, in den USA, in Kanada — von der alten Heimat, von der Arbeit der Landsmannschaft und uns von den Freuden und Leiden der Auswanderer. Die ständige Weiterentwicklung unserer „Heimatstimme“ verdanken wir der selbstlosen Arbeit ihres Schriftleiters, Woldemar Günther, und seinen Mitarbeitern. Es ist ein Unterschied, ob man einmal etwas tut oder ob man regelmäßig, Jahr für Jahr, Monat für Monat, die Arbeit leistet, ohne Gehalt, nur ehrenamtlich, aus Liebe zur Sache, aus Liebe zur alten Heimat. Je mehr sich der einzelne dieser Tatsache bewußt wird, desto mehr wird er sich verpflichtet fühlen, alle landsmannschaftliche Arbeit zu unterstützen; jeder tue es nach Maßgabe seiner Kräfte.

In diesem Jahrbuch 1964 soll viel davon die Rede sein, wie sich unsere Landsleute, hier und über dem großen Wasser, in die neue Situation hineingefunden haben. Es soll Kunde davon geben, daß die alte Kraft aus unserem Vätererbe sich neu bewährt hat. An irdischer Habe war alles verloren, aber das Wissen um geistiges Gut, unser Verantwortungsbewußtsein, war gerettet. Die Deutschen aus Litauen waren gewohnt, nicht nur für sich zu sorgen, sondern Dienst an der Allgemeinheit zu leisten, sie wollen es auch in der neuen Situation so halten, in der Gemeinschaft leben und für die Gemeinschaft arbeiten. Das Wort, das einst vor 1000 Jahren der Prophet seinem Volk zurief, war

unseren Vätern Weisung und Mahnung, es soll auch unser Ziel und unsere Aufgabe sein:

„Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe lassen wegführen und betet für sie zum HERRN, denn wenn es ihr wohlgeht, so gehet es euch wohl.“



Redaktionshund und Redaktionsonkel auf einem der vielen notwendigen Gänge: Woldemar Günther mit „Peterie“.

Heimatstimme

Mitteilungsblatt für Die Deutschen aus Litauen

Stamm I

Januar 1950

I. Jahrgang

Zum Geleit

Meine lieben Brüder
und Schwestern aus Litauen!

„Unser Leben währet 70 Jahre, und
wenn's hoch kommt, so sind's 80
Jahre, und wenn's kasslich gewesen
ist, so ist es Muhe und Arbeit ge-
wesen.“ (Psalm 90, 10)

Diese Worte des Psalmisten haben
sich im wahren Sinne des Wortes
an mir erfüllt. Am 5. Dezember
konnte ich durch Gottes gnädige
Fügung meinen 84. Geburtstag feiern
und an Muhe und Arbeit hat es in
meinem Leben auch nicht gefehlt.
Seit 57 Jahren stehe ich im Dienst
der evangelisch-lutherischen Kirche
Litauens und betrachte es auch heute
noch als meine Pflicht im Rahmen
des Möglichen, mich meinen Glau-
bensgenossen und Landskuten zu
widmen.

Als der unselige Krieg uns aus der
Heimat riß und in alle Winde ver-
streute, versuchte ich, die Brüder
und Schwestern aus Kaldanau und Ra-
seinen, aus Ponewsch und Motchei-
ken, aus Schaulen und Birsen, Krot-
tingen, Neustadt, Tautoggen, Geor-
genburg, Schacken, Kauon, Piznen,
Mariampol, Kalvarien, Wilkowsch-
ken, Werballen, Kybargen, Wierhty-
ten und all den anderen Gemeinden
zu sammeln und die Verbindung zu
Euch wieder aufzunehmen. Inzwi-
schen sind wir alle so zum gewor-
den, daß ich nicht zu Euch kommen
kann und Ihr Euch eine Fahrt zu mir
sicherlich auch nicht leisten könnt.
Wegen der schweren finanziellen
Lage können Treteln auch nur selten
stattfinden und dennoch müssen
wir zusammenhalten und die ge-
knüpften Fäden nicht abreißen las-
sen. Es gibt viele Landskute, die
wegen ihrer Vereinstammung und Ver-
lassenheit verbittert sind und mit
dem Schicksal hadern. Gerade sie
dürfen wir nicht alleine lassen. Wenn
ich persönlich zu jedem Litauendeu-
schen nicht kommen kann, so möchte
ich doch in jedes litauendeutsche
Haus mit unserem Mitteilungsblatt,
der „Heimatstimme“, einkehren, zu
Euch sprechen und Euch Kunde ge-
ben von unserer Gemeinschaft und
unserem Ergehen.

Die Zeitung „Dein Weg“, in der
wir hin und wieder zu Worte kom-
men konnten, hat am 1. Oktober 1949
ihre Erscheinung eingestellt, und Jähr
sahen wir uns veranlaßt, ein monat-
lich erscheinendes Heimatblatt her-
auszugeben, um unsere Glaubens-

brüder und Landskute regelmäßig
über alle wichtigen Fragen zu unter-
richten. Leider ist unser Heuften so
klein, daß ein Mitteilungsblatt für
die Litauendeutschen nur bestehen
wird können, wenn alle das Blatt
auch beziehen werden. Die Heimat-
stimme sollte daher in keiner
litauendeutschen Familie fehlen.
Viele Litauendeutsche haben bereits
ankündigt, sie wollen lieber auf andere
Drucksachen, die sie bisher bezogen
haben verzichten und dieselben beim
Postboten abbestellen, und dafür den
Rundbrief beziehen, wenn derselbe
regelmäßig erscheinen wird. Wenn
alle so denken, kann unser Blatt be-
stehen, nehmen es aber nur wenige
so wird es nicht erscheinen können.
Die mit vieler Muhe zu Euch herge-

stellte Verbindung wurde dann ab-
reißen und ich mußte schon heute
von Euch Abschied nehmen. Das
ware eine bittere Enttäuschung nicht
nur für viele Litauendeutsche, son-
dern auch für mich persönlich. Denn
ich betrachte es als meine letzte Le-
bensaufgabe, besonders in dem für
die Heimatvertriebenen entscheidenden
Jahr 1950 mit Euch in Kontakt
zu bleiben.

Vor einem Jahr bestellten über
1000 Litauendeutsche die Zeitung
„Dein Weg“ die jetzt nicht mehr er-
scheint. Ich rechne bestimmt damit,
daß die Bezüher von „Dein Weg“ zu
Beziehern der „Heimatstimme“ wer-
den. Wir werden bemüht sein die
„Heimatstimme“ so zu gestalten, daß
dieselbe Nachrichten aus dem tag-

5 Jahre seit der Katastrophe



Tod und Verderben, Verbannung und Gefangenschaft, Heimatlosigkeit
und Elend — das war die furchtbare Ernte des Kriegsjahres, die in jenen
Januartagen des Jahres 1945 Ostdeutschland überzog.

Umkommen, ertrunken, ertritten, erschossen, erschlagen, vermißt,
verschleppt, verschollen — das sind die Erinnerungen, die noch heute an
unserem Lebensmark nagen.

Die erste Ausgabe der „Heimatstimme“.

Reichtum des kleinen Mannes



Der heiße Krieg war zu Ende, aber nicht zu Ende war die Hungersnot. Man lief mit ewig knurrendem Magen umher. Auf die verschiedenste Art wehrte man sich gegen diesen Feind. Schwarzer Markt und Tauschgeschäfte waren an der Tagesordnung. Wenn es da nicht glückte, etwas Eßbares zu erhalten, der ging aufs Feld, wo Korn und Weizen wuchsen. Glücklich war der, der Carepakete bekam, aus USA, aus England. Dank sei heute noch den Spendern! Es ist kaum zu glauben, wieviel der Mensch zum Sattwerden braucht, und in dieser Zeit besonders viel, weil man von Grund auf leer war. Es reichte nicht hin und es reichte nicht her. Wie Durstende von Wasserquellen träumen, so schwebte einem ein duftender, knuspriger Braten vor Augen. Ja, dazu mußte man Kaninchen halten. Und das Futter, woher nehmen? Von Nachbars Kleefeld organisieren. Aber einen Fehler hatten diese genügsamen Tiere: man aß sie am Sonntag auf und dann waren sie weg, restlos verschwunden. Aus war die Freude, die ganze Woche war Schmalhans Küchenmeister. Man mußte etwas ausdenken, das etwas gab und dennoch erhalten blieb. Was konnte das sein? Ich hab es, ein Huhn ist das. Ein Huhn legt Eier und geht daran nicht zu Grunde. Aber wie kam man zu einem Huhn? Kaufen, ein Gelächter war die Antwort. Der mußte noch erst geboren werden, der 1945, 1946 ein Huhn verkaufte, das noch Eier legt. Es gab nur eine Möglichkeit: brüten, selbst brüten! Kann man denn

das? Wie macht man es? Ganz einfach, man kauft Eintagsküken, die wachsen schnell, nach Ablauf eines halben Jahres sind sie Junghennen und legen jeden Tag ein Ei. Aber so einfach war das auch wieder nicht, jeden Tag legt kein Huhn ein Ei, so was gibt es nicht, wurde man belehrt, aber zuerst mußte man die Junghennen haben und dann konnte man weitere Erfahrungen sammeln.

Die Sonne schien, der Frühling war da, nur die Eintagsküken fehlten noch. Aber das ging nur Ei gegen Ei. 10 Eier mußte man sich erst vom Munde absparen und die gegen Bruteier eintauschen, dann dieselben zur Brutmaschine bringen und nach 21 Tagen konnte man sich gegen 2 Mark das Stück die Küken abholen. Süß sahen die goldflaumigen Dinger mit ihren schwarzen Augenpunkten aus. Im Körbchen, schön warm zugedeckt, wurden sie an den Herd gestellt. Nur zum Füttern wurden sie herausgenommen. Es war eine Lust zuzusehen, wie eifrig sie mit ihren winzigen Schnäbelchen unsere Grütze, die wir auf Nährmittelkarten erhielten, aufpickten. Als die Sonne ganz warm schien, zimmerten wir ein Drahtgestell, stellten es auf den Rasen, und nun konnten sich die Tierchen nach Herzenslust im Grünen tummeln. Tückisch schlichen die Katzen der Nachbarschaft um sie herum, aber sie konnten ihnen nichts anhaben. Einmal hätte es bald ein Unglück gegeben. Zur Nacht wurden sie jeden Abend wieder an den Herd gestellt, und da wären die Dinger beinahe ausgeschmort, bevor sie ans Eierlegen überhaupt hatten denken können. Ihr zartes Federkleid fühlte sich ganz feucht an, als es zum Glück einem aus der Familie doch noch eingefallen war, nach den Küken zu sehen. Aufgeregt umstanden alle das Körbchen und beobachteten mit Genugtuung, wie schnell sie sich erholten.

Je größer die Tiere wurden, desto schwieriger wurde die Futterfrage. Sie begnügten sich nicht mit den Haferflocken auf Nährmittelkarten, genau so wie wir auch nicht, es mußte wieder etwas organisiert werden. Die Küken gehörten zur Familie, und wir sorgten für sie, wie man es eben für werdende Mütter tut. Sobald der Mensch für eine Sache eintreten muß, mal auch einen persönlichen Verzicht leisten muß, wird sie zur eigenen. Mit den Küken wurde das letzte Stück Brot geteilt, sie waren in den Familienbestand aufgenommen.

Und dann dieser Augenblick, nein, der ist nicht zu beschreiben, in der Adventszeit, kurz vor Weihnachten: das erste schnee-weiße Ei im Stall. Es war ein Wirtschaftswunder, Eier von eigenen Hühnern, ein großartiger Erfolg!

Ermutigt durch diese Errungenschaft kam im nächsten Jahr, zum Winter hin, eine Ziege in den Stall. Daß wir die durch den Winter gekriegt haben, war noch ein größeres Wunder, denn da halfen keine Nahrungskarten, sie mußte Heu haben, richtiges Heu! Stehlen, nein, so was machte man damals nicht, das war viel feiner, was man damals tat, man organisierte. Diebstahl ist etwas Verwerfliches, Organisation ist eine Kunst. Zum Organisieren gehörte Übung, und Übung machte den Meister. Einer organisierte und der andere stand Wache und piff bei Gefahr: „Ub immer Treu und Redlichkeit.“ Aber das kann ich berichten, die Ziege blieb am Leben, und im Frühjahr lag eines schönen Tages ein Zicklein neben ihr. Oh, das war ein Sieg auf der ganzen Linie. Die Hühner legten Eier, die Ziege gab Milch. Es gackerte und meckerte im Stall, welch ein Konzert!

Jetzt leuchtete das Gras an Wegrändern und Kleefeldern verlockend. Ich nahm die Kette in die Hand, daran die Ziege hing, und ging hinaus in den duftenden Frühling.

„Friß, mein Tierchen, friß nach Herzenslust“, sang ich ihr vor, aber das dumme Vieh, nein, sowas, starrte in den blauen Himmel, statt zu fressen. An die saftigsten, an die schönsten Stellen führte ich sie heran. Ganz nahe an das Kleefeld lockte ich sie; da kam der Bauer, plötzlich stand er neben mir. „Fassen Sie die Kette mal kürzer“, fuhr er mich an, „sonst frißt die Ziege womöglich noch meinen Klee.“

„Dummer Kerl“, dachte ich, „das soll sie ja, du und die Ziege, ihr seid eins!“ Ganz entrüstet aber sagte ich laut: „Keine Angst, ich passe schon auf, daß kein Hälmdchen in ihren Magen gerät.“ Aber kaum war das Biest im Stall, da meckert das Vieh: „Meck, meck, ich habe kein Blättchen erwischt...“ Warte du, du undankbares Geschöpf!

Und strupp, strapp, strull, melkte ich die Ziege, fette Milch floß in den Eimer, der schwärzeste Kaffee wurde auch schon von ein paar Tropfen weiß.

Eier und Milch waren im Hause, der ganze Reichtum des kleinen Mannes.

EUGEN LUDWIG:

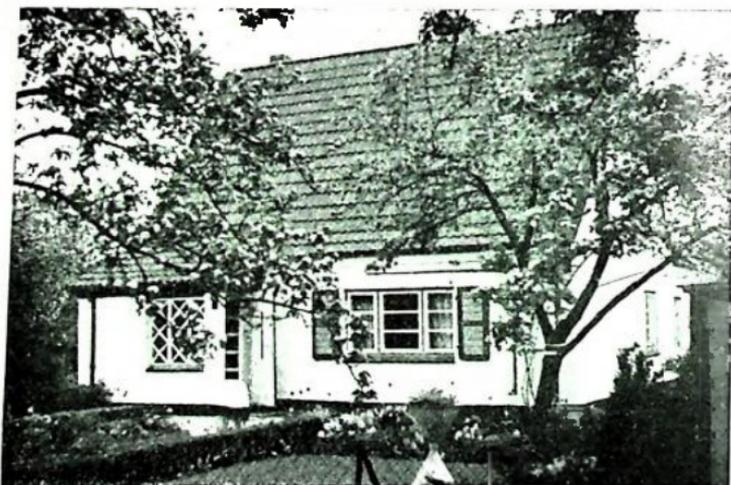
Der neue **AUFBAU**

22 Jahre nach unserer Umsiedlung sollte man sich wohl Gedanken machen, ob wir mit dem uns aufgezwungenen Schicksal zufrieden sein können oder nicht.

Es muß wohl von vornherein gesagt werden, daß alle Umsiedler — die Deutschen aus Litauen — sofern sie nicht zu bequem gewesen sind und gewartet haben, daß ihnen etwas ohne ihr eigenes Hinzutun in den Schoß fällt, gut vorwärts gekommen sind.

Ich kann natürlich nur von den Landsleuten der Landesgruppe Hamburg erzählen und spreche auch nur von ihnen. Als Beispiel muß wohl unser Mitglied, Herr Hermann Maschewsky, Hamburg-Großhorstel, Generaldirektor der AG, Philips, und unser Landsmann, Herr Ruthart Hess aus Reinbek bei Hamburg, an die Spitze derer gestellt werden, die es wirklich weit gebracht haben, obwohl beide, wie wir alle, mit nichts angefangen haben.

Nach der Währungsreform 1948 konnten wir ja alle nur über 40 DM verfügen und hatten keine Warenreserven auf Lager, die man dann



Eigenheim Eugen Ludwig, Vorsitzender der Landesgruppe Hamburg, Hamburg-Billstedt, Rehkoppel 123.

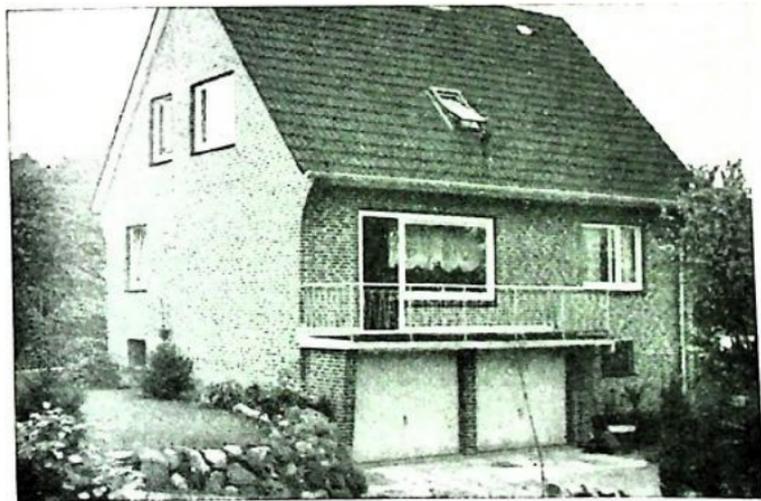
auf den Markt hätte werfen können und in bares Geld verwandeln, wie es viele Einheimische mit Erfolg getan haben.

Jeder mußte ja ganz klein anfangen, und nur durch Fleiß, Energie, Ausdauer und natürlich auch etwas Glück ist es den meisten gelungen, vorwärts zu kommen. Man kann wirklich sagen, daß es jetzt hier keine Landsleute gibt, die im Elend leben und nicht wissen, was sie den nächsten Tag auf den Tisch stellen sollen.

Die Lage der kleinen Rentner ist natürlich nicht beneidenswert, zu hungern aber braucht keiner. Einzelne sind sogar reich geworden, viele haben es zu netten Häuschen gebracht. Zwar sind die Häuser nicht schuldenfrei, die Lasten aber sind kaum höher, als die Miete für eine Wohnung betrüge. Man zahlt monatlich seine „Miete“ und nach 15 bis 20 Jahren sind die Schulden beglichen.

Es wird natürlich immer schwerer, zu einem Eigenheim zu gelangen, wo aber ein fester Wille vorhanden ist, läßt es sich auch heute noch erreichen. Wer jedoch kein Eigenheim erwerben konnte, der hat sein erarbeitetes Kapital, seinen Spargroschen, anderweitig angelegt. Es heißt wohl: „Geld macht nicht glücklich, aber es beruhigt.“

Wenn wir unsere Lage mit der Lage derer, die auch deutschen Blutes sind und gezwungenermaßen unter kommunistischer Herrschaft leben müssen, vergleichen, dann werden wir sehr dankbar sein; dann muß es auch ein Herzensbedürfnis sein, zu unserem Teil dazu beizutragen, daß ihr Schicksal ihnen durch unsere Hilfe erleichtert wird.



Eigenheim Edwin Kothke, Hamburg-Bergedorf, Boldstraße 3.



Eigenheim Hermann Schreiber, Hamburg-Bramfeld, Werielring 41g.

IRMA KUHN:

De Schindelmeisersche baut sich e Haus

„Wir sind reinweg koslig geworden, total varriickt! E normaler Mensch kommt doch nicht drauf, mit so e paar Märckchens sich e Haus zu bauen!“ So brabbeld de Marie mit sich selber. Aber nu war es passiert. E bißche was hadden se ja zusammengespart, noch e bißche kam durch e Glückszufall dazu. Dem letzten Anstoß gab der Bundestag. Jawohl, der Bundestag mit seinem dämliche Plan iebere Aufhebung des Mieterschutzgesetzes un des Mietpreisstoppes. Ja, wenn es genug Wohnungen gäbe ... aber so ... Nachher kannst jedem Hausbesitzer immer dick Honig ummes Maul schmieren, ihm vielleicht noch dem Portier machen, bloßig damit er dir nich de Stiehl vore Tier setzt! So dacht de Marie un marschierd zu e Baugesellschaft. Wenn se auch meschugge war, so bekloppd war se wieder nich, sich e Architekt zu nehmen. Der machd züerscht e Kostenieberschlag, dann e Kostenvoranschlag, dann noch e Kostenanschlag ... un was kommt nachher raus? Wenn das Haus fertig ist, kostet es bestimmt e paar tausend

Scheinchen mehr als vorgesehen. Und dann woher nehmen und nicht stehlen! Nein, da is so e alte, eingefuchste Baugesellschaft reeller. Gut, sämtliche Rosinen, die du im Kopp hast, werden nicht eingebaut werden können, das Haus kostet dafür aber auch nicht eine Kopek mehr als vorgesehen. Und de ganze Zorres mit de Kreditbeschaffung hast auch nicht, un auch nicht mit de Handwerkers. So dachd de Marie. Se studierd de Baupläne, dem Grundriß, de Baubeschreibung, de Wirtschaftlichkeitsberechnung, kalkulierd, rehend, bis ihr bloßig Zahlen vor'e Augen tanzden. Dann machd se diese zu un unterschrieb dem Vorvertrag. Zwar würd ihr ganz schwammig um es Herz, wenn se daran dachd, wie se de monatliche Belastungen un alles drum un dran würd schaffen sollen, aber der Gedanke an 'es Hausche, an e eigenes Hausche!, gab ihr doch e bißche Mut.

Aber wenn de Marie geglaubt had, daß nu bis zum Einzug alles erledigt is, dann had se sich geirrt. Da had se zuerscht Anspruch aus'em Lastenausgleich. Also hin zu dem Amt mit sämtliche Bumaschkes. Das Formular war natierlich nur halb ausgefüllt — (wer kann schon e Formular auf Anhieb ausfüllen — na, dem mecht ich sehen!) — un das würd durch dem Sachbearbeiter ergänzt — un dann konnd de Marie gehen. Se kriecht Bescheid. Ja, aber welchem! Das Wohnungsamt mißd seine Zustimmung geben! De Marie kickd dreimal hin, hold sich de Brill, ob se auch richtig verstanden had. Aber es blieb dabei. Nu kennst ihr der Marie verräten, wozu das Wohnungsamt de Zustimmung geben muß, wenn man e eigenes, selbstgebautes Haus — e Einfamilienhaus! — beziehen will!!! Das Wohnungsamt hat wohl zu wenig Arbeit! Se missen sich mit Gewalt wohl welche beschaffen! Na, de Marie denn hin. Wieder Formulare ausgefüllt. Dann konnd se gehen. Se kriecht Bescheid. Ot, un dem brauchd doch das Ausgleichsamt. Der Bescheid kam nach vier Wochen, aber nach Haus. Von selber konnden de Brieder dem Bescheid nicht an'es Ausgleichsamt schicken. Also wieder hin zu dem Ausgleichsamt, dem Bescheid abgeben. Dann konnd se wieder gehen. Se kriecht Bescheid. Nach acht Wochen Warterei kam er: De Rubelchens werden rollen... Na, warum nicht gleich so!?

Aber die paar Rubelchens vom Lastenausgleich reichen ja nicht aus. Drum muß noch e Bausparvertrag abgeschlossen werden. De Marie had ja all Glück gehabt, weil se Ende des Jahres dem Vertrag abschloß. De Helfte mußd se ja einzahlen, aber das had se in zwei Raten gemacht: Eine Ende Dezember und de andere Anfang Januar. Dafür kassiert se für 2 Jahre Bausparprämie von Väterchen Staat! Nu rechnet selber aus, was dabei zurückgezahlt werden muß. Bis aber die Bausparsumme ausgezahlt wird, brauchst e Zwischenkredit un da mußd wieder unterschreiben. Dann bekommst noch effentliche Mittel, für die zwar keine Zinsen aber e halbes Prozent Verwaltungsbeitrag blechen mußd. Entweder von de ganze Summe berechnet oder von de Restsumme. Kannst dir aussuchen. Wenn de Restsumme wählst, kannst

100 Jahre abzahlen, wählt de ganze Summe, kannst vorzeitig de ganze Schulden tilgen, wenn im Lotto sechs Richtige hast. Un wieder muß de Marie unterschreiben. Ihr schwirrt der Kopp von all dem Nachdenken.

Das Schienste aber kam vom Finanzamt. Also wer sich mit die Brieders einläßt, dem ziehen se das Fell ieber'e Ohren. Habt Ihr was von Einkommensteuer gehört? „Einkommen, das ich nich lach“, dachd de Marie, „Einkommen tut doch nur e Frau! Aber e Finanzamt? Doch, neil! In'e biblische Zeiten da gab's ja nur den Zehnten. Dem hast gezahlt, un im lebrigen konnden se dir dem Puckel runterrutschen. Unterdes is das Finanzamt immerzu eingekommen un hat sich vermehrt, schlimmer als de Menschen. Was gibl's da an Steuern: Vermeegenssteuern, Erbschaftssteuer, Verkehrssteuern, Mineralölsteuer, Lohnsteuer, Umsatzsteuer, Vergnügungssteuer, Getränksteuer, Grundsteuer, Grunderwerbssteuer, un weiß der Deikert was noch fier Steuern sonst. Un jetzt kommt das Finanzamt all wieder ein. Dem Namen fier'es Neigeborene haben se schon: Mehrwertsteuer!

Daß de Marie nu ganz ticksch war, als se das dämliche Formular bekam, kann sich jeder denken. Einkommen had se schon, aber kein Auskommen! So setzd se sich hin un wichsd e Briefche hin: Das Finanzamt solld ihre Schulden gefälligst nich fier Einkommen halten! Auf dem Bescheid is se neigierig!

Un was alles fier Stellen wissen wollten, wieviel Gehälter mit'em Fuhrwerk se nach Haus fahren tut, is all gar nich zu zählen! Am meisten had sich de Marie ieber'e Baupolizei geboßert. Sie wollt e Schornsteinanschluß im Wohnzimmer. Wenn es auch bald 20 Jahre her is, so had de Marie aber doch nich vergessen, wo alles in einem Zimmer zusammenhockd, weil nur eins geheizd werden konnd. Da stand e eiserner Kanonenofen an 'em Fenster un das Ofenrohr ging zum Fenster raus. Das Ofche war nich nur zum Heizen da, auch gekocht wurd drauf. Nu, wissen wir, was alles noch kommen kann? Aber bei'e Baupolizei gab's anscheinend nur jungsche Kerls, die demals noch in'e Windeln lagen, denn fier dem Wunsch von'e Marie had keiner kein Verständnis nich. Vleicht später emal. Ja, un dem Dreck dann wegräumen, der bei'es Ausstemmen anfäll, dem werden de jungschen Karotten bestimmt nich wegräumen.

Zorres gab's auch mit'e Handwerkers oder de Baufirmen — z. B. mit'e Badewann. Eine aus Stahlblech war vorgesehen, aber die taugt nich viel. Das had de Marie bald rausgekricht. Also e gußeiserne bestellt. E Angebot dafür lag bei'em Architekt vor. 100 Emchen mehr solld se kosten. Aber als de Marie de Rechnung bekam, waren es nicht 100, sondern 160 Emchen mehr. Es war e Einzellieferung! Das beruhigte de Marie umgemein, se dachd schon, es wär e Einzelanfertigung! E Handwerker mißd man sein, dann kommt wenigsten zu was.

Der Fliesenleger ruft an, ob „gnädige Frau besondere Wünsche hätte“. Hinsichtlich der Farben der Fliesen. De Marie aber war interessanter,

was „die besonderen Wünsche“ mehr kosten würden. „Danke nein!“, konnd se nur schnell sagen. War se vieicht e amerikanische Filmdiva, die wo sich in'e schwarze Badewann herumkollern muß?! Elfenbeinfarbene Fliesen sind auch hibsch genug.

Jeden Sonntag rennt nu de Marie zum Bau, kuckt, rechnet und — zahlt! Herjemelchens, de Kohlen missen ja auch bestellt werden. Un willst dem Sommerpreis, mußst auch gleich zahlen.

Un dabei is noch e halbes Jahr bis zum Einzug. Wenn se an dem denkt, wird ihr sowieso pliemerant. Eines Sonntags krempelt se sich de Armels auf un ting im Keller an zu sortieren. Weiß der Deiwel, wie sich de ganze Puschkes zusammengesammelt haben! Bis Mittag had se bereits 5 Milltonnen vollgeschmissen un mit allem Kram dem Badesofen geheizt. Dann had se de Nas voll und kroff in'e Wann. Wie se sich richtig ausgeparikt had un dann rauskam, sah se de Oma so emsig hin- und herrennen, außem Keller nach draußen un von draußen nach'em Keller. Bepackd! Mit all de Puschkes un Klamotten, wo de Marie grad rausgeschmissen had. De Marie stand da un schnappd nach Luft. De Oma aber stürzd sich auf ihr, fuchteld mit'e Hand in'e Luft un empeerte sich: „Du liederliche Marjell, alles schmeißd se raus, un wenn nachher was brauchsd, dann renn wieder un kauf! Schmeiß doch noch de ganze Wirtschaft raus!“ An dem Tag war draußen windstül, aber drinnen herrschd Orkanstärke 12! De Bilders hingen schief, de Tieren krachden, de Stukkatur fiel von'e Deck! Aber am anderen Morgen schien de Sonn — auch drinnen!

„Wenn ich dem Umzug hinter mir hab, bin ich reif hier'e Nervenkur“, dachd de Marie. „ot, paßt sich, ich bau ja e Haus, da bin ich sowieso halb meschugge.“

WANDA DAHLMANN:

Guter Vorsatz

*Wenn ich noch einmal Gnäd'ge wär,
Holt Staubtuch ich und Besen her
Und krümmte gerne meinen Rücken
Für meine alten Domestiken.*

*Ich würde gar nicht mich genieren,
Ihnen das Frühstück zu servieren,
Und diesen immer ems'gen Bienen
Wie sie's einst taten, jetzt zu dienen.*

*Ja, wenn ich noch mal Gnäd'ge wär,
Dann fiel mir keine Arbeit schwer!
Doch ach — was nützt die lange Predigt!
„Es hat sich alles ausgegädigt!“*

AUS UNSERER PATENSTADT

Von den Lebensgewohnheiten — sei es eines Volkes, einer Stadt oder anderer Wohngemeinschaften — zeugt am deutlichsten so manches Sprüchlein. Die Gewohnheiten der Bürger unserer Patenstadt in „grauer Vorzeit“ waren zumindest sehr naturverbunden. Der Gemeindediener von Neheim-Hüsten mußte es jedenfalls wissen. Denn ihm oblag das wichtige Amt, vor Waschtagen durch die Straßen zu pilgern und laut bekanntzugeben:

*Es wird hierdurch bekanntgemacht,
daß niemand in die Bache kackt,
denn morgen wird gebäut.*

Als eine weniger „graue“, dafür aber um so finstere Zeit — die Zeit der Inflation — die auch unsere Patenstadt nicht verschonte, haben die Stadtväter — wie auch andernorts üblich — dieser zu steuern versucht und ein Notgeld herausgegeben. Es zeugt von ihrem Humor, wenn sie dieser Zeit Rechnung trugen und ihrer Meinung offenherzig Ausdruck gaben, indem sie auf das herausgegebene Notgeld den obigen Vers drucken ließen — zur Freude der Nachkommen und Erbauung der Patenkinder.





Die
Schwalbe
hat ihr
Nest
gefunden!

Keine vogelkundlichen Beschreibungen, sondern wirkliche Erlebnisse unserer Landsleute stecken hinter der seltsamen Überschrift. Sie ist dem 84. Psalm entnommen und scheint in anschaulicher Weise das geglückte Bemühen um eine neue Heimat und besonders um ein neues Heim klar auszudrücken. Die Namen sind alle frei erfunden, da die Anfangsbuchstaben allein unseren Lesern eine chinesische, unübersteigbare Mauer bedeuten.

Was liegen doch für schwere Jahre des Suchens nach Angehörigen hinter uns! Manchmal half ein Zufall mehr als das Rote Kreuz. Da deckt nun ein Landsmann Dachpfanne um Dachpfanne auf ein fremdes Haus. Das Material wird ihm vom Einwohner heraufgereicht. Dieser traut nicht so recht seinen Ohren, als er heimatliche Laute zu vernennen glaubt, „Wo bist du her?“ — „Von weither ...“ „Von Ostpreußen?“ — „Von noch weiter 'rauf.“ — „Ja, vielleicht von Litauen?“ — „Ja, von Pentischken ...“ — „Mensch, koam 'run. Eck sie ut Scheglen.“ In der Wohnung bekam der Dachdecker lange vergeblich gesuchte Anschriften von Verwandten. Zuweilen wurde auch eine Fahrt auf gut Glück unternommen. Frau Wappat hörte von einem „klugen Pastor in Holstein, der aus einem Buch gefragte Anschriften benennen könnte“.

Nach langer beschwerlicher Reise steht sie vor dem Gepriesenen, der über die ihm angedichteten Fähigkeiten sich nicht genug wundern kann. Solch ein „Buch“ hat er nie besessen. Aus der Erinnerung ist die an die Aufnahme durch Quartiergeber und Ämter nicht wegzuwischen. Licht und Schatten im Wesenszug sind sowohl bei uns

Vertriebenen als auch bei Einheimischen unzertrennlich gemischt. Man kann nicht sagen, daß die einen lautere Engel und die anderen waschechte Teufel gewesen seien. Um in diesem Bilde zu bleiben, tut ein jeder von uns gut, beides auch auf sich selbst zu beziehen. Da schreibt Herr Weller aus der Lüneburger Heide am 4. 3. 1946: „Wir sind untergebracht bei einem Tischlermeister in der Werkstatt. Wir haben es hier nicht schlecht, fast so gut wie zu Hause. Unsere Quartiergeber sind sehr gut. Bei unserer Ankunft haben sie mit großer Liebe uns empfangen und schenkten uns Verschiedenes, was wir brauchten. Sie halfen uns auch weiterhin. Ofters sagten wir, daß unser Herr Gott uns durch barmherzige Menschen segnet: unser Schrank war niemals leer. Wir bekamen viel Apfel und Gemüse. Wir haben das nicht und bekamen auch nicht, was sie selbst nicht hatten. Im Herbst bekamen wir einen Läufer zum Schlachten. Wenn jetzt die Rationen auch verringert sind, so verzagen wir doch nicht! Wir setzen unsere Hoffnung auf unsere Freunde, die uns bis jetzt geholfen haben und auch weiterhin helfen werden. Freilich, wenn wir umziehen sollten, dann ginge es uns schlecht. Wir fangen allmählich an, uns einzuleben ... Ich überlege oft, ob ich soviel Gutes meinem Nächsten erweisen könnte, wieviel ich von diesen guten Leuten empfangen durfte.“

Aus der Umgegend von Göttingen wird aus etwas späterer Zeit berichtet, daß ein Gutsherr hört, wie Arbeiterinnen mit neidischen und mißgünstigen Worten über eine junge vertriebene Landwirtin herfallen: sie hätte den Verdienst auf dem Rübenfelde gar nicht nötig, da sie Rente beziehe. Die Angegriffene erwidert schlagfertig, daß sie keine Rente, sondern nur „Wohlfahrt im geringen Satz“ erhalte, das sei zuviel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Das Geschimpfe hört auf. Am Abend erkundigt sich der Gutsbesitzer, ob sie tatsächlich nur die geringe Summe vom Amt bekomme. Als ihm das bestätigt wird, erläßt er ihr die Miete völlig und bezahlt die Feldarbeit nach Tarif. Ja, er richtet ihr sogar in seinem Gutshaus eine gute Wohnung ein, die später mit einem erschwinglichen Mietpreis belegt wird. Diesen lichtvollen Taten edler Menschlichkeit stehen dunkle Vorkommnisse entgegen. In einem Zipfel von Westfalen ist es vorgekommen, daß britische Militärpolizei die eingetroffenen Vertriebenen mit Gewalt einquartieren mußte. Ein Landwirt in Norddeutschland verwehrte seinem Flüchtlingspaar die Mitbenutzung des Brunnens. Das Wasser sollten die Eheleute sich aus einem offenen Graben holen. Um überhaupt kochen zu können, taten sie es notgedrungen, bis der Bürgermeister es ihnen verbot: oberhalb des Wasserlaufes liege ein verendetes Schaf; durch das verdorbene Wasser bedrohe das Dorf eine Seuche. Der Eigentümer blieb hart und unzugänglich. Da traf unvermutet der totgeglaubte Sohn der beiden ein. Nach einer Schlägerei mit dem Unhold kam es zu einem frostigen Einverständnis.

Unser Landsmann Kutscher wird zum Lastenausgleichsamt bestellt, damit der Schaden am zurückgelassenen bäuerlichen Betrieb festge-

stellt werden könne. Er tragt eine unbekannte Kleidung: hohe Schaftstiefel und einen Schalspelz ohne Stoffbezug. Sein Auftreten ist unsicher und linkisch. Die Angestellten beachten ihn gar nicht und bieten ihm im leeren Zimmer nicht einmal einen Stuhl an. Das bleibt so, bis der Landsmann seinen verlorenen Besitz mit seinen Papieren nachweisen kann. Nun wird es aber anders. Der „Chef“ ist die verkörperte Freundlichkeit selbst; „Sie hatten sogar mehr Land als ich besitze.“ Nach Erledigung des Dienstlichen gönnen sie sich noch einige Plauderworte. Unser Landsmann meint: „Das ist doll. Zuerst war ich ein „Pracher“ (Bettler), den man nicht anschaut; danach ein Landwirt, der mehr Besitz sein eigen nannte als der feine Herr. Das muß ich doch den anderen erzählen: vom lästigen Habenichtsin bin ich zum geachteten Mitbürger aufgestiegen...“

Seit der neuen Währung besserten sich die Lebensverhältnisse. So mancher trug sich mit dem Gedanken, endlich ein Eigenheim zu erwerben; doch woher sollten die benötigten Geldmittel kommen, da sie aus dem Lastenausgleich noch nicht realisiert werden konnten. Landwirt Hardt wußte Rat. Konnte er die Ziegelsteine nicht bezahlen, so bot die norddeutsche Ebene ihm genügend Baumaterialien: Lehm, Heidekraut, Stroh. Ein Bauplatz wurde schließlich erworben. Er montierte ein Göpelwerk auf, knetete damit den Stoff zur Baumasse und tat sie in die Bretterverschlüge. Zum Erstaunen der „Heidjer“ wuchs der Bau in die Höhe und hielt stand. Das weckte den Neid der Bauhandwerker und der Innung, an die er eine Erdprobe einsenden mußte. Überdies sollte er zur Prüfung sich einfinden. Er konnte einen Bauplan vorlegen und ausreichende fachliche Kenntnisse aufweisen. Demzufolge wurden ihm die Baugenehmigung und eine Unterstützung bewilligt. Lediglich der Giebel sollte in landestüblicher Weise errichtet werden. Als die Sparrubel obenauf standen, geht der Bauherr an einem Sonntagnachmittag zu Haus und hört von innen schlürfende Schritte. Es war eine Schar von Einheimischen, die sich das Ganze anschauen wollten; aus Angst vor Einsturz halten sie sich vorsorglich mit Feuerwehrgurten abgesichert und schlichen langsam voran. Kein Krachen und Knirschen war hörbar. Der Zugezogene gewann mit seiner Bauweise erheblich an Achtung. Dieses Glück widerfuhr vor dem Handwerkeramt nicht dem Landsmann Hemp. In der Zeit der Bewirtschaftung aller Bedarfsgüter fand er reißenden Absatz mit Holzpantoffeln, die er nach Maß fein anfertigte. Bei der Schuhknappheit war es damals eine liebsame Überraschung — Pantoffeln aus weichem Weidenholz, dem Aussehen nach wie eine Art Schuhe, erwerben zu können. Broßfeld zitierte ihn vor eine Prüfungskommission. Dort stand ein Holzklötzchen mit einem Handwerksgerät, wahrscheinlich etwas für Pantinenfertigung. Herr Hemp faßte das unbekanntes Zeug nicht an und bestand die Prüfung nicht. Hätte er sein gewohntes Handwerkszeug benutzen dürfen und auch etwas vom Berliner Schneid gehabt, dieses überzeugend mit Nachdruck vorzuführen, wäre dieses Verfahren vielleicht vom Kunstgewerbe übernommen wor-

den. So können erprobte Sachen verlorengehen. Die Post entschädigte ihn jedoch mit einem Glückstreffer. Den Briefträger fragte er, ob endlich Post auch für ihn da wäre. „Ja, wie heißen Sie eigentlich?“ — „Hemp.“ — „Nee, alle Briefe an Hemp ließ ich als unzustellbar zurückgehen. Ich glaubte, Sie heißen Pantoffelmacher; man nennt Sie ja hier so; doch hier“ — er kramt in seiner Tasche — „hier eine Karte an Hemp.“ Der Glückliche fand so endlich seine Frau und in der Ortschaft seinen Namen wieder, während er sonst in der handwerklichen Anonymität verdämmert wäre.

Unsere Leute beginnen hier heimisch zu werden und sich wohllich einzurichten. Das Wohlstandsmilieu verleitet manche leider zu verderblichen Neigungen. Bewährte Tugenden, wie feste Lebensweise, Frömmigkeit, Sparsamkeit, weichen zu oft bei der jüngeren Generation einer labilen Lebensauffassung. Man hat noch Familiensinn, lebt jedoch des öfteren von der Hand in den Mund. Das Heimkehrergeld wird nicht selten zum Schmerz der Eltern zum Kauf von Autos und Luxusmöbeln ausgegeben. Danach kommen drückende Ratenzahlungen und geringerer Verdienst im Krankheitsfall. Ein Mann in Süddeutschland kaufte sich für sein Heimkehrergeld: Auto, Fernsehapparat, Kühlschrank, Nähmaschine. Der alte Vater wollte siedeln und ein Eigenheim erwerben. Der Lastenausgleich und die Heimkehrerabfindung hätte die Familie auf einen grünen Zweig gebracht, doch nun war durch die Unbesonnenheit des Sohnes alles dahin. Der Vater konnte seine Wut nicht zähmen: „Der Junge ist wohl vom Geiste Stalins besessen. Er möchte nur für einen Tag leben.“ Die Polizei mußte sich um den Hausfrieden zwischen Vater und Sohn bemühen.

Diese Erlebnisberichte festigen den Eindruck, daß unsere Landsleute süßhaft werden. Die Schwalbe findet ihr Nest; ja, sie hat hier und da schon ihr Nest gefunden.



APOTHEKEN

Wer den Spuren des Deutschtums in Nordlitauen nachgehen wollte, stieße immer auf die Drei: den Pastor, den Doktor, den Apotheker, diesen Dreibund, der in der Regel in freundschaftlicher Geselligkeit miteinander verkehrte. Jedes dieser Häuser hatte seine eigene Atmosphäre. Etwas abseits gelegen, abge-sondert von dem geschäftigen Alltag, stand das Pastorat. Am Markt, im stattlichen Hause, lag die Apotheke, und in einer etwas ruhigeren Nebengasse wohnte der Arztl, sein Haus glich einer bescheidenen Villa.

Gemütlich aber war es in der Apotheke. Die paar Stufen, die von der Straße hinaufführten, ging ich immer mit leisem Lächeln. Ein Duft empfing einen schon auf dem Flur, von dem es links in die Wohnung und rechts in die Apotheke ging. Dieser Duft von allerlei heilsamen Kräutern: Kamille und Pfefferminze, Lakritzen und Fenchel, er heimelte so an, man mußte ihn tief einziehen und dachte dabei an längst entschwundene Kindertage, da man zu Bett lag, und die gute Mutter einem süßen, duftenden Tee brachte. Den Geschmack meinte man noch auf der Zunge zu spüren. Auf den Geschmack kam es eben immer an, und der Apotheker, ja, der verstand zu brauen, einen richtigen Zaubertrank mixte er, den nur Auserwählte zu kosten bekamen. Hinter der Apotheke war so ein kleines Stübchen, und da wurden diese Köstlichkeiten gespendet. Nur mit Verstand durfte solch köstlicher Tropfen getrunken werden und nicht in Massen, jeder Schluck mit Genuß. Und Medicinen konnte er kochen, Salben rühren, die hatten in ganz Rußland einen Ruf. Das waren noch Zeiten! Da gab es keine Fabriken für Pillen und Mixturen, das war alles solide Handarbeit. Heute, da eine junge Generation in die Fußtapfen der alten getreten ist, da wird dem Apotheker viel Arbeit abgenommen. Er bekommt die Arzneien fertig zubereitet in die Hand.

Es ist zu begrüßen, daß verschiedene unserer Landsleute auch hier wieder Apotheken führen. Die Tochter unseres Landmannes Rudolf Kinder, der deutscher Abgeordneter im litauischen Seim war, ist Besitzerin der Sonnen-Apotheke in Oberhausen-Nord. Welch ein weiter Weg von der einstigen Hauptstadt Litauens, Kaunas, bis nach Westfalen!



Die Apotheke unserer Landsmännin Irene Schöps, geb. Kinder, in Oberhausen-Oberhausen-Holten. Sie ist die Tochter des einstigen deutschen Abgeordneten im litauischen Seim.

Auch der älteste Sohn von Pastor Kupffer, der sein Studium als Pharmazeut erst nach dem Kriege beenden konnte, führt eine eigene Apotheke: die Bahnhofsapotheke in Hameln an der Weser.

Noch eine dritte Apotheke ist da zu nennen: in West-Berlin steht die Apotheke von Arnold Sahn, der die Ikarus-Apotheke seit 1960 in Pacht hat. Das Leben dieses Landmannes spiegelt die wechselvollen Geschichte des Ostens wider und wäre einer eigenen Betrachtung wert. Doch ist er selber uns bekannt: seit dem Jahre 1954 ist er Vorsitzender unserer landsmannschaftlichen Landesgruppe in Berlin.



Apotheke des Landmannes Alired Kupfner in Hameln.

In der Heimat standen die Apotheker in hohem Ansehen. In manchen alten Apotheken war über den schöngeformten Standgefäßen, die noch oft aus Holz gedrechselt waren, mit großen Buchstaben an die Wand der Spruch gemalt, der im Alten Testament im Buche Sirach steht. Es sollte damit gezeigt werden, daß schon seit alters her auf den Gebrauch von Heilmitteln hingewiesen wird, daß also die Apotheker ihren Auftrag von Gott erhalten haben:

**„Der HERR läßt die Arznei aus der Erde wachsen,
und ein Vernünftiger verachtet sie nicht.“**

Auswanderer

„Ich kann den Blick nicht von euch wenden, ich muß euch anschau'n immerdar!“ Wer von uns erinnert sich, dieses Gedicht in der Schule gelernt zu haben? Damals haben wir seinen Sinn gewiß nicht in seiner Tiefe erfaßt. Der Dichter, der es schrieb, Ferdinand Freiligrath, war selbst ein Vertriebener, ein politisch Verfolgter, und hatte seine Heimat verlassen müssen. Er kannte den bitteren Schmerz der Fremde, fern von der Heimat weilen zu müssen. Wie ergreifend klingt seine Klage, die abgewandelt, frei nachgesprochen auch für uns gilt:

„Wie wird es in den fremden Wäldern
euch nach der Heimatberge Grün,
nach all den weiten Roggenfeldern,
nach seinen großen Strömen ziehn!“

Nach der Revolution 1848 entschlossen sich viele Deutsche zur Auswanderung, weil die Luft im Vaterlande zu knapp geworden war. Einwanderungsbeauftragte fremder Länder fanden sich ein und schilderten das Leben dort drüben, über dem großen Wasser, in rosigen Farben. Von denen, die dort Glück hatten, die sich dort eine Existenz gründen konnten, von denen ist viel berichtet worden; von denen, die dort scheiterten, spricht man wenig. Wenn heute der Dichter noch leben würde, stellte er sich nicht an den Hafen, sondern ginge an den Stacheldrahtzaun, an die Mauer, die unser Deutschland aufs grausamste zerreißt. Er würde aber wieder sagen: „Ich kann den Blick nicht von euch wenden, ich muß euch anschau'n immerdar.“

Damals, als der Dichter Freiligrath lebte, wurde das ungeschriebene Recht des Menschen, die Heimat zu verlassen, und die Freiheit der Person, sich seinen Wohnsitz dort suchen zu dürfen, wo die Luft freier weht, geachtet. Im Osten wird dieses Recht den Menschen verweigert, und das zeigt am deutlichsten, in welcher Knechtschaft die Bevölkerung dort leben muß: sie sind Leibeigene, die keine Erlaubnis erhalten, ihren Herrn zu verlassen — so tief haben sich die Staaten dort erniedrigt, so tief sind sie gesunken. Trotz allen technischen Fortschrittes haben sie das Höchste der Menschheit verloren, sie treten die Menschenwürde mit Füßen, schießen auf jeden, der ihr „Paradies“ zu verlassen wagt.

Aber auch aus unseren Reihen, aus der Bundesrepublik, sind viele ausgewandert, obwohl hier kein solcher Zwang herrscht. Freiwillig haben sie den Sprung über das große Wasser gewagt, in der Hoffnung, dort zu Wohlstand zu kommen. Hier, bei 14 Millionen Entwurzelten, schien ihnen das unmöglich.



Eigenheim des Landsmannes Edmund Ammon in New Jersey (USA).

Haben sie das Glück dort gefunden oder haben sie Enttäuschungen erlebt? Aus den vielen Briefen, die uns erreichen und die wir mit großem Interesse und inniger Anteilnahme lesen, ersehen wir, daß die Lebenswege auch dort unterschiedlich geblieben sind. Der eine sieht seine Erwartungen übertroffen, der andere ringt auch noch heute schwer. Aber eines können wir feststellen: in allen Auswanderern ist die Liebe zur Heimat lebendig geblieben und sie wird in ihren Herzen bewegt. Jeden Monat fliegt die „Heimatstimme“ hinüber, und jedes Jahr wandert das Jahrbuch „Heimatgruß“, in alle Welt, wo Deutsche aus Litauen Fuß gefaßt haben.

Keinem ist es leichtgemacht worden. Wer hier schon eine abgeschlossene Berufsausbildung erlangt hatte, konnte dort nicht gleich mit der ihm angemessenen Arbeit beginnen, er mußte erst die Sprache beherrschen. Als einfache Arbeiter fingen die Auswanderer unverdrossen an, lernten und buffelten in dieser Zeit, meistens spät am Abend, denn am Tage mußten sie ums Brot arbeiten, bis sie die nötigen Sprachkenntnisse erworben hatten. Dann mußten sie noch in den meisten Fällen ein Examen, eine Staatsprüfung in ihrem Beruf ablegen. Wir wissen von vielen, die das alles glücklich überstanden und es zu einem geordneten Wohlleben gebracht haben.

Eine treue Leserin der „Heimatstimme“ und des Jahrbuches schreibt:

„Am 8. September 1951 traf ich in den USA ein, u. z. kam ich in die Stadt, in der mein „sponsor“, eine reiche Lutherische Kirche, ihren Wohnsitz hat. Durch Kirchengemeinden, die zuerst die Überfahrt bezahlten, sind viele unserer Landsleute hinübergekommen, die haben ihnen die Auswanderung ermöglicht. Mein Leben und Erleben weiterhin, im Laufe dieser 12 Jahre, zu schildern, wurde dieser Bogen Schreibpapier nicht ausreichen. Es würden Bände werden. Bittere Enttäuschungen und Zurücksetzungen, große Not und Bedrängnis blieben nicht aus. Krankheit, Operation und Verzweiflung drohten mich zu vernichten, aber ich habe wundervolle Menschen kennengelernt, die, obwohl sie durch die Ereignisse der letzten Vergangenheit ein ungünstiges Bild von allem, was deutsch war, empfangen hatten, sich meiner, der Deutschen, doch annahmen und in großzügiger Weise halfen. Ich kann natürlich nur subjektiv urteilen, aber ich könnte doch manchen Menschen, die in ihrem Drang nach Herauskommen aus der Enge, hinein in das wundervolle, reiche Land, nützlich sein, indem ich sie aufmerksam mache auf Dinge, die sie übersehen und auf Tatsachen hinweisen, die ihnen unbekannt sind. Das betrifft insbesondere die, die ganz alleinstehend, irgendein Gebiethen haben, das sie vor sich selbst oder andern verheimlichen wollen. Es ist ein reiches Land, ein schönes Land in seiner Weite und Größe, aber die Menschen finden nichts auf der Straße, sie müssen sich alle Bequemlichkeiten des Lebens hart und rücksichtslos erarbeiten. Die Menschen brauchen einem gar nicht böse gesinnt zu sein, aber sie können sich einfach nicht in unsere Lage hineindenken, sie würden sehr erstaunt sein, wenn man ihnen vorhalten würde, daß ihr Verhalten einen sehr gekränkt habe. Es ist ein Land, in dem jeder nicht nur fünf Sinne haben muß, sondern am besten fünfzig Sinne besitzen müßte, um sich durchzuschlagen und zu behaupten. Wie überall, wird auch hier intrigiert, hinter dem Rücken gesprochen und beschlossen, bis dann der Außenseiter, der man immer bleiben wird, trotz guter Beherrschung der Sprache vor Tatsachen gestellt ist, die oft sehr überraschend und unangenehm sind. Wäre ich um 20, 30 Jahre jünger hierher gekommen, hätte ich

ganz andere Erfahrungen gemacht und hätte die Lage anders beurteilt. Ich trage mich manchmal mit dem Gedanken, wieder nach Deutschland zu kommen, aber dann fürchte ich die Enge der Wohnverhältnisse, nachdem ich es hier immerhin recht weitläufig gehabt habe, natürlich alles für schwer verdientes Geld."

Hildegard Bischoff, die unsere Leser schon aus dem vorigen Jahrbuch kennen, schreibt der Landsmannschaft:

„Columbus, Indiana, 19. 5. 1963

Schon vor einiger Zeit habe ich Ihr Schreiben erhalten, in dem Sie mich um Mitarbeit am Jahrbuch 1964 gebeten haben. Es tut mir sehr leid, daß meine Vollbeschäftigung es mir nicht erlaubt, mehr zur Feder zu greifen, aber in diesem Lande muß so manche Lieblingsbeschäftigung in den Hintergrund treten. Ich schicke Ihnen nun heute einige meiner Gedichte und hoffe, daß Sie dafür im zukünftigen Jahrbuch Verwertung finden werden.

Mit heimatlichen Grüßen
Hildegard Bischoff."

Aus jeder Zeile ihrer Gedichte spricht die große Heimpliebe, die in ihrem Herzen lebt und die trotz aller äußeren Erfolge immer wieder zum Durchbruch kommt. Wir bringen in diesem Zusammenhang als Abschluß ihr Gedicht:

Der Mond

*Hast du den Mond gesehen, den Vollmond am Himmelszelt?
Wenn es nun anfängt zu dunkeln, scheint er herab auf die Welt.
Wenn alles zur Ruhe sich neiget, steigt er hinterm Walde auf,
Beginnt majestätisch und gütig den stillen, nächtlichen Lauf.
Er blickt auf Gebirge und Felsen, auf Täler und Hügel und See,
Auf Wiesen und blühende Felder von seiner einsamen Höh.*

Nur Sterne sind seine Begleiter, auch sie halten blinkende Wacht
Und hellen das Dunkel erhellen dem treuen Wächter der Nacht.
Er scheint auf Länder und Meere, auf Freunde nah und fern —
Ach, Mond, du guter Geselle, ich habe dich gar so gern!
Du leuchtest auf Städte und Dörfer, auf Kirche, Kapelle und Dom,
Du machest die Wälder gespenstig, versilberst das Wasser im Strom.

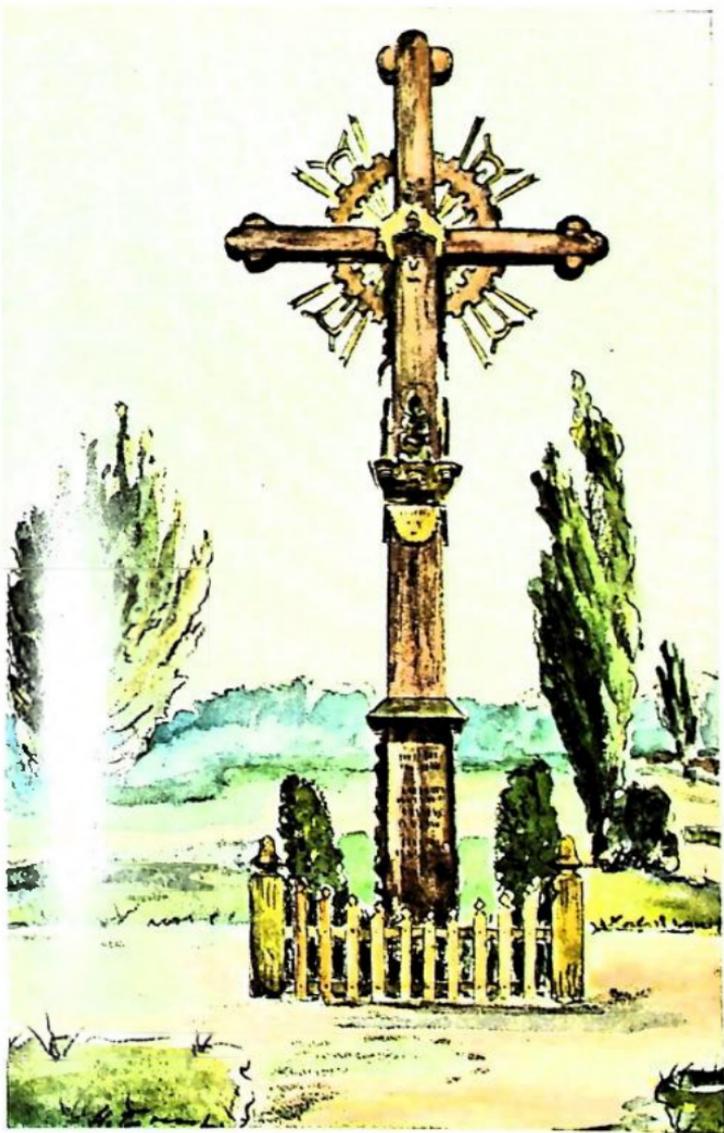
Du scheinst auf alle Rassen, vor dir sind sie alle gleich,
Blickst freundlich auf Schlösser und Hütten, auf Menschen arm und reich.
Du siehst auf Junge und Alte getreulich Jahr für Jahr,
Auf Kinder im zarten Alter, auf Greise im weißen Haar.
Du guckst mit gütigem Lächeln in die Stuben der Kranken hinein
Und linderst manche Qualen mit deinem milden Schein.

Du wanderst durch Sommer und Winter, durch Frieden und auch durch
Krieg,
Kennst traurige Niederlagen und manchen stolzen Sieg.
Du blickst auf das Schlachtengetümmel, wenn der Himmel vom Feuer
so rot,
Du siehst das blühende Leben und auch den bleichen Tod.
Du scheinst auf die guten Menschen und schaust auch den bösen ins
Herz,
Bist da in frohen Stunden sowie auch in Leid und in Schmerz.

Ich sah dich so freundlich scheinen, als ich mit Freunden gelacht —
Doch bist du auch bei mir gewesen in sorgenvoller Nacht:
Bist treu mit mir mitgegangen — ich ging von Hof und Haus —
Und zog mit geringer Habe weit in die Fremde hinaus.

Nun bin ich im fernen Lande und schau dir ins Angesicht —
Ach, Mond, du siehst meine Heimat, ich aber sehe sie nicht!
Du siehst das Land meiner Kindheit, siehst meines Vaters Grab,
Kennst alles, was lieb war und teuer und was ich verlassen hab',
Und all mein heißes Sehnen und manchen Seutzer schwer
Ich schick' es mit dir auf die Reise weit über das Weltenmeer.

Ich weiß, daß ich's nie wieder sehe, mein östliches Heimatland,
Die dunkelgrünen Wälder, den weißen Dünensand,
Weiß, daß ich niemals wieder heimwärts lenke den Schritt —
So nimm du, guter Alter, dorthin meine Grüße mit
Und leuchte und scheine weiter in froher und ernster Zeit —
So lange die Erde bestehet fort in die Ewigkeit!



Litauisches Kreuz in Augsburg

Aquarell von H. Ernst

Dieses Kreuz wurde von Exil-Litauern errichtet. Das Eichenholz stiftete der bekannte deutsche Fürst Fugger-Babenhausen.





IN DER HEISSEN MILLIONEN- STADT

Fährt man mit dem Schiff von Deutschland nach Australien, dann kommt man zunächst an Ländern wie Ägypten, Arabien, Indien, Indonesien vorbei. In diesen Ländern ist wirklich alles anders: die Menschen, die Sprachen, die Bauten, die Tempel, die Religion.

Natürlich ist auch in Australien manches anders. Das Land mit seiner Pflanzen- und Tierwelt ist sehr fremdartig, man könnte sagen altertümlich. Anders ist auch der Sternenhimmel mit dem „Kreuz des Südens“ und das subtropische Klima, das man gerade hier zu Weihnachten als unnatürlich empfindet. Weihnachten ist die Zeit des Hochsommers.

Dabei ist Sydney eine große, moderne Stadt mit vielen Hochhäusern, vielen Brücken, großem Verkehr, 1,8 Millionen Einwohnern, vielseitiger Industrie und einer „europäischen“ Bevölkerung. Es gibt viele Kirchen und Konfessionen — wie in allen anderen angelsächsischen Ländern auch. Der Lebensstandard ist hoch. Es wird viel gearbeitet, viel verdient und viel gekauft — gerade zu Weihnachten.

Doch nicht die Weihnachtsreklame, dekorierte Schaufenster, bunte Lichter, künstliche Tannenbäume (es gibt auch „grüne“ Bäume!), Weihnachtsmusik in den Geschäftshäusern ist das Merkwürdige — das findet man in anderen Großstädten auch. Schon nach kurzer Zeit fallen einem in der Weihnachtszeit andere Dinge auf, die doch typisch sind für dieses schöne und junge Land. „Spaßmacher“ im australischen Fernsehen schließen ihre Sendungen mit „God bless you“ (Gott segne dich) — und man hat dabei den Eindruck, daß sie es ernst mit ihrem Segenswunsch meinen. In der Weihnachtswoche singt ein Kirchenchor zur Mittagspause. Weihnachtschoräle beim Rathaus in der „City“. Eine

Tageszeitung von Sydney läßt im Hyde Park von Sydney einen riesengroßen Weihnachtsbaum aufstellen. Menschen bringen Geschenke, legen sie unter den Baum, von wo sie an Altersheime und Kinderheime weitergeleitet werden.



Luftaufnahme der australischen Stadt Sydney.

Zum wichtigsten Ereignis aller christlichen Kirchen von Sydney gehört das Weihnachtsspiel im Hyde Park. Es ist später Abend — einige Tage vor Weihnachten. Im Park ist eine große Bühne errichtet worden. Hunderte von Spielern versammeln sich. Sie bewegen sich auf der Bühne — aber sie sind stumm, Maria und Joseph und die Hirten auf dem Felde. Durch einen Lautsprecher liest jemand die Weihnachtsgeschichte. Sie wird unterbrochen von Weihnachtschorälen verschiedener Kirchenschöre und der Blasmusik der Heilsarmee. Tausende sitzen und stehen im Park (darunter auch manche „verwegene“ Brüder, die ihr Transistor-Kofferradio ausgeschaltet haben) — und singen und sehen und hören ...

Man hat den Eindruck, daß der Gottesdienstbesuch in den australischen Kirchen zu Weihnachten nicht viel größer ist als an normalen Sonntagen (was für den Gottesdienstbesuch hierzulande spricht). Unsere lutherischen Kirchen — vor allem unsere deutsche — bilden hier eine

Minderheit. Oft trifft man in Sydney Australien, die von der Existenz einer Adventisten- und Neuapostolischen „Kirche“ etwas erfahren haben, aber noch nie von einer lutherischen Kirche.

Aber auch wir bereiten uns schon lange vor Weihnachten auf das schönste aller Feste vor. Vorbote unseres Weihnachtsfestes ist der Weihnachtsbasar, Dieses Rennen, Nähen, Backen, Dekorieren! Man ist erstaunt über den Eifer, der zutage tritt, vor allem bei unseren Frauen. Alle machen mit, klein und groß! Ist man etwas länger hier, dann wird man diese Sitte achten. Es ist nicht bloß „Betrieb“ und „äußerlich“, nicht nur Sammelpunkt der deutschen Kolonie, sondern doch so etwas wie eine Adventsfeier. Es werden Geschenke gekauft und verkauft, Weihnachtslieder gesungen, Ansprachen gehalten. Die Einnahmen sind für unsere kirchlichen und karitativen Zwecke — Tausende von DM (im vergangenen Jahr: 6000 DM).



Landsmann Pastor Waldemar Kostizen, der Autor unserer Abhandlung, mit seiner Gattin auf einem Spaziergang an den Ufern des Stillen Ozeans.

Ein anderes vorweihnachtliches Ereignis ist das Advents- und Weihnachtssingen in einem deutschen Kolonistenhause, 40 km von Sydney entfernt, — eine neue Einrichtung, um Gemeindemitglieder mit den schönen alten deutschen Weihnachtsliedern vertraut zu machen. Es

nahmen am ersten Adventssingen 15 Familien teil. Die jungen und alten Menschen sitzen in der Veranda auf Stühlen, Bänken, Hockern, auf dem Fußboden oder auch draußen. Man erkennt im Mondenschein die vielen schönen Blumen, die Eukalyptusbäume, die das Haus umgeben. Es werden Lichtbilder von Deutschland gezeigt. An der Leinwand erscheinen der Schwarzwald und das Weserbergland, die Stadt Hamburg und das Land Hessen. Dann werden Advents- und Weihnachtslieder gesungen. Es geht erst ein wenig zaghaft (unseren Kindern erscheinen diese Lieder fremdartig!), wenn das Lied: „Der Morgenstern ist aufgedrungen ...“ gesungen wird. Die Weihnachtsgeschichte wird verlesen: „Es begab sich aber zu der Zeit ...“ Das alles, von Deutschland her gesehen, auf der anderen Seite der Erdkugel, auf einem Flockchen Erde, das vor nicht langer Zeit noch eine Wildnis gewesen ist. Nach dem Liede: „Es kommt ein Schiff geladen ...“ spricht man nicht viel. Woran mögen die Menschen, die 4 oder 8 oder 11 Jahre nun hier in Australien sind, wohl denken?

Das Adventssingen an einem Platz außerhalb der Großstadt Sydney soll eine ständige Einrichtung bleiben.

Dann kommt der Heilige Abend. Zwei Christvespern. Beide Gottesdienste überfüllt. Es ist kein Frost und kein Schnee. Wie wird einem zu Mute sein, wenn der Choral angestimmt werden wird? „Mitte im kalten Winter ...“ Wie wird man überhaupt bei 30 Grad Wärme im Schatten Weihnachten feiern können? All das romantisch-ideyllische, was ja irgendwie zu einem deutschen Weihnachtsfest dazugehört, fehlt.

Frauen haben leichte, helle Kleider an. Männer — ohne Röcke. Trotzdem schwitzen die Menschen. Einige werden ohnmächtig. Kinder schreien. Wachskerzen können wir an unserem Weihnachtsbaum (einer Kiefer) nicht gebrauchen. Sie knicken und schmelzen von der Hitze.

Aber das ewige Licht geht auch da hinein und „gibt der Welt einen neuen Schein“ — so singt die Gemeinde. Und sie hört die frohe Botschaft: Euch ist heute der Heiland geboren. Sie hört diese Botschaft in unserer Kirche, in Sydney, in der Goulburn St., die eingeklemmt ist zwischen Bars, Kaufhäusern, Gewerkschaftsbüros, Garagen und anderen robusten Nachbarn. Und die Menschen kommen — sie kommen zu Weihnachten und haben einen Weg von 20 oder 30 oder 50 km zurückgelegt, um die frohe Botschaft des Evangeliums in der Sprache Martin Luthers zu hören und um die alten schönen deutschen Weihnachtslieder zu singen.

Und auch bei diesen Menschen, die in der Zerstreuung, der Trennung leben und sehr unter Heimweh leiden, „scheint es hell“.

Ja, auch wir feiern Weihnachten, wie wir's von zu Hause gewohnt sind. Und man kann selbst bei 30 Grad im Schatten und unter Eukalyptusbäumen Weihnachten feiern. Ich glaube, daß sehr viele erst

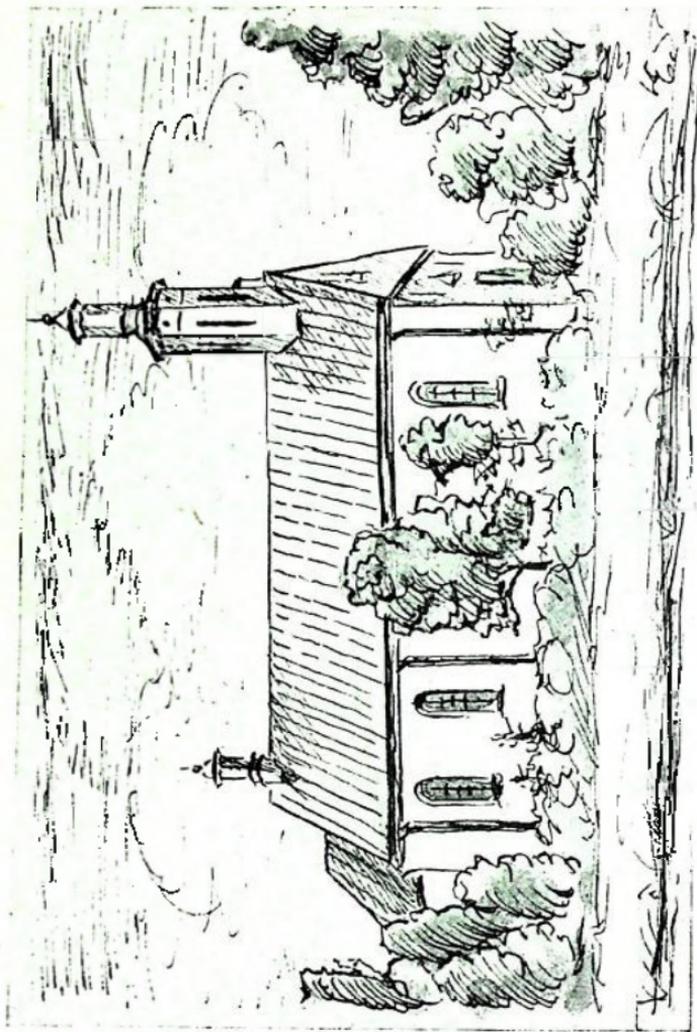
hier — wo man freier ist vom Idyllisch-Romantischen — richtig Weihnachten gefeiert haben! Und wenn man in einem anderen Land richtig Weihnachten gefeiert hat, dann fühlt man sich selbst dort zu Hause.



Pastor Waldemar Kostizen zu Gast auf der Farm einer baltendeutschen Familie. 50 km von Sydney entfernt.

Herz, mein Gott,

hilf mir, daß ich nicht schuldig werde
an den Menschen auf der Straße.
Gib mir ein waches Auge
und eine ruhige Hand,
daß niemand durch mich zu Schaden kommt.
Zewahle mich vor Übermut und Leichtsinne,
Gib mir ritterliche Gesinnung.
Behüte mich und die bei mir sind
vor allem Unglück.
Schenk uns eine frohe Heimkehr!



Ev.-luth. Kirche in Kalvaria.

Zeichnung von H. Ernst

Unsere Oma erzählt . . .

Ich bin man eine einfache Frau, kein gelernter Mensch; aber ein Gramotner bin ich: Ich kann lesen un schreiben, un ich kann denken! Unser Kanter hat uns Lesen un Schreiben beim Konfirmanden-Unterricht beigebracht.

Ins Zimmer bei ihm hing anne Wand e große Landkart vonne Erd, un da konndst sehn, daß die Erd flach is un rundherum einen Rand hat aus schwarz un weiße Stickerchens — ein Sticke schwarz, eins weiß, immer sechs Stickerchens; un denn kam e dinner Strich längs die ganze Kart; un von links nach rechts waren die Stricher gebogen. An diesem schwarz-weißen Rand war die Erd zu End; so dadt ich damals. Wer da ankam, fiel in die Ewigkeit. Aber es war weit bis annem Rand.

Herr Kolbe, unser Kanter, zeigte oft aufe Kart: „Hier, Kinderchens, seht ihr Europa, un hier is Deitschland, un da, rechts von Deitschland, hucken wir.“

Was hab ich mich gefreit, daß wir so ziemlich inne Mitt vonne Erd huckden! Da konnt uns nichts nich passieren; wir waren geborgen wie inne Mütter ihrem Schoß — das war unsere Heimat. Schöndie, daß unsere Heimat so mittenmang aufe Erd lag!

Nu hat unser Bernhard seinem Vater eine Fernseh-Lamp geschenkt. Un was für e Lamp! Eine runde Kugel aus Glas, un inne Kugel leuchtet die Lemp, un aufe Kugel is die Erd aufgezeichnet, un die is rund, kugelfrund umme Lamp! Unser Bernhard sagt, das is e Globus. „Un da is Deitschland, un da hucken wir in Litauen, un da“ — er tippd mitten Finger irgendwo auf Deitschland — „un da hucken wir jetzt!“

Ach Herrjeht! Nu kannst mittem Finger tippen, wo willst; immer is es mittenmang. Von da, wo tippst, is nach alle Seiten gleichweit; un fährt mittem Finger ummem Globus, konnst zurück, wo du warst. Das hat der liebe Gott sich klug ausgedacht! So liegst mit deine Heimat immer genau inne Mitt vonne ganze Erd!

Ich hab mir oft Gedanken gemacht, wie es kommt, daß die, die ihre Heimat akkurat unten haben, nich vonne Erd koppskeiweil herunterfallen. Aber stell ich mir mittes Gesicht zu'e Wand, denn steht die Etascherke mitte Nippsachen linker Hand; un stell ich mir mittem Puckel zu'e Wand, denn is die Etascherke rechts. Nu sag mir doch einer, wo is denn nu richtig links un wo is rechts? Un ähnlich muß es auch mit oben un unten sein. Wo ich steh, is ebend oben! Un so is

jedem seine Heimat immer oben! Un damit die vielen Obens nich auseinanderfliegen, hat der liebe Gott ein Netz umme Erd gespannt. Bernhard sagt, das is das Gradnetz, un so hab ich mit meine Gedanken recht!

Zu Haus haben die Großen immer erzählt, wie unser Vater nach Litauen kam. Geboren is er in Deutschland, nich weit von Tilsit. Er war gelernter Schuster. Nu hatte sich herumgesprochen, daß bei uns in Litauen genug Arbeit gab. So machd sich unser Vater auf un kam nach Welonen ane Memel. Hier lerned er unsere Mutter kennen. Un wie er zu unserem Großpapa kam un vons Heiraten anfang, schmiß der ihm vierkantig raus!

„Hast e Haus, wo mit unsere Auguste leben willst?“ frug ihm Opapa. Nei, das hädd er nich. „Un willst e Familie gründen?“ frug Opapa weiter. Da ging unser Vater mitte lange Nas weg. Un unsere Mutter hädd nichts nich zu lachen: Alle Bekannte un alle zu Haus zergden ihr: „Schuster — Pechfiester!“ un sie meinten damit, daß sie einem heiraten wold, der nichts nich hat.

Aber unser Vater ließ nich locker. Bei Bundschusens miet er sich e Wohnung, richd sich e Werkstatt ein, hädd bald Gesellen, un lieferte schöne deutsche Arbeit — akkurat un billig wie Bartsch —, un paukscht! hädd er auch bald e Haus'che mitte Gartche un e Stall fir paar Kujellchens un fir Hühnerchens.

Un so haben alle recht behalten: unser Opapa un unser Papa; un der fand nu eine neue Heimat, besonders als auch die Kinderchens kamen — zuerst ich.

Ich muß damals e Spitzufke von dreizehn, vierzehn Jahr gewesen sein, als sich in Kowno was tat: Die Tillmannssche Fabrik war da in Karmeliten un die Schuwalsche auch, un die Gebrüder Schmidt bauten in Schanzen e Fabrik, un mittem Tunnel tat sich auch was. Wie die Hemskes rennden alle Hals über Kopp nach Schanzen un Karmeliten. Un auch wir krasselten sich von Welonen nach Schanzen. Schuster un Tischler un Schmied un Sattler un Bauer un Knecht wurden Fabrikarbeiter, un wer nich faul war un was konnt, der wurd auch bald was: Vorarbeiter, Meister, Schreiber un Buchhalter. Un jeder baud oder kaufd sich e Haus'che — versteht sich — mit e Gartche fir Blumen un Gemies, mit Obstbäum, mitte Stall für e Kujellche un fir Hühnerchens.

Als wir damals so etliche Tag in Schanzen wohnden, da kriegd unser Albert verplierte Augen vons viele Hulen: „Mamache, wenn fahren wir all wieder zu Haus? Ich will zu Haus ins Stubche, zu Haus ins Stubchel!“ Unser Albert is später, wie ihr wißt, nach Amerika ausgewandert, un schon nach kurze Zeit, wo er geheirat hädd un Kinderchens bekam, schrieb er oft: „Bei uns in Amerika is das so un so ...“ Versteht ihr? er schrieb „bei uns!“

In Schanzen spühd ich zum ersten Mal, was das heiß, die Heimat zu verlieren. In Welonen kenned ich jedem Winkel: Ich wußd, wo man

Margaritkes flücken konnt, wo Erdbeeren im Wald un wo Pilzkes zu suchen waren. Wenn Fingsten die Zimmer mit zerschnipselfem Kalmus ausgestreut wurden, denn brauchd die Mama bloß zu sagen — ritsch, ritsch! rennd ich fort un kam mitte Armvoll Kalmusblätter zurick. Un die Kinder ausse Nachbarschaft kennd ich alle bei Namen. Raschers Bertche nennden wir Bertusch oder ganz kurz: Tusch; Heidrichs Bortche ruffden wir Bertulle oder ganz kurz: Tully; Wenzkats Emilie hieß kurz Maluck; Petrikats Emilie: Malche. So hadd alles seinem richtigen Namen un seinem richtigen Platz. Hier in Schanzen aber wohnden wir zuerst inne Grenzstraß, inne Granitschnaja; dann wohnden wir, als Papache das Haus kaufd, inne Deitsche Straß. Dann kaufden wir noch e Haus, un wir krasselten um inne Pascharnaja, inne Feuerwehrstraß. Wo war mein Zuhausche? in welche Straß? Kaum haddsd Freund, schon suchsd andere; kaum wußd dem Weg inne Kirch anne Memel, wo das ausgemauerte Ufer war — die Zimbrufke — schon mußd andere Straßen gehn. Un gingst andere Straßen, denn hakden einem die Bachures — die Jungens — an. Später, wie ich groß war, da war ich denn in ganz Schanzen zu Haus, da kennd ich auch jedem Winkel. Un heut, wenn ich sich alles durchem Kopp gehen laß, denn is Litauen, ganz Litauen meine Heimat gewesen; vleicht noch mehr: Fragt man mich heut, wo ich herkommen tu, denn sag ich: „Aussem Osten“ — so weit un groß is meine Heimat geworden! Un dem Albert seine Kinder, wo heut in Amerika sind, die werden dort sicherlich sagen: „Wir stammen aus Eiropa!“

Un bokucken wir uns einmal dem Onkel Ludwig bei Licht: Das war mein Halbbruder. Wir sagden Halbbruder un Halbschwester. Hier sagen sie Kusäng un Kusine; auch Vetter sagen sie zu Halbbruder. Mein Halbbruder Ludwig war ein Utschonner, ein Gebildeter. Er hal die Gymnasija beendet un wurd Offzier, e richtiger rusch'scher Offzier mit blanke, breite Pagonnes aufe Schulter, mitte langem Sabel anne Seit un e schöne Kokard anne Pudelmütz. Onkel Ludwig kam nach Tula. Achott, wo das liegl! Wenn ich sag, inne Näh von Moskau, denn is das nur ungefähr. Aber Tula is da, wo damals die Ssamowares gemacht wurden. Wie er nache Revlutzion mit seine Familie nach Litauen kam, sprachen seine Kinderchens, der Karluscha und der Pawluscha, besser ruschisch wie deitsch. Was heißt deitsch! Ihr hädd euch kaputtgolacht! Mit die Artikels kamen beide foorts ganz durcheinander. Un wo wir ‚mich‘ sagen, sagden die ‚mir‘ un umgekehrt. Es war der reinste Kuddelmuddel! Un wenn Karluscha, der ältere, einem — bei'e Geburtstagsfeier oder so — untere Mutz hadd, denn sang er immer: „Tula, Tula perwernula, Tula rodina moja!“ Nun ja, perwernula' is so ein Reimwort, wie wenn wir sagen, wo einer ‚Otto‘ heiß, ‚Otke-Kapottke‘, oder ‚Ise-Bilse‘, wenn eine ebend ‚Ise‘ heiß. Aber ‚perwernula‘ heiß auch ‚ausgekrepelt‘. Un so sang er ebend: „Tula, Tula ausgekrepelt, Tula is mein Heimatland!“ Da haben wir es! Karluscha is nache Umsiedlung un dem letzte Krieg ausgewandert

nach Awstralijen, wie er immer sagte. Un wenn wir jetzt e Brief von ihm kriegen, denn steht hinten aufs Kumwert als Absender nich ‚Karl‘, sondern ‚Charles‘; das spricht sich so: ‚Tscharls‘. Da haben wir es gleich noch emal.

Un denn war da der Johann Schneidereit. Wie wir noch in Welonen wohnden, kam er öftersch zu Papa. Die kannden sich noch von Tilsit. Schneidereit war ein Schipper un fuhr mit seinem Boydak aufe Memel. Er fuhr rauf mit Ziegel un Kalk un fuhr runter mit Holz oder Appel. Manchmal hädd er auch Grand oder Eisen, un zurück fuhr er mit Kartoffel oder Bretter. Papa hat ihm immer zugeredt, doch endlich festem Fuß zu fassen, e Heimat zu finden, aber Schneidereit sagd dann: „Meine Heimat is das Wasser un der Boydak.“ Und wenn er von seine Kinder sprach, denn war das eine geboren in Tilsit un das andere zwischen Schirwindt un Welonen un das dritte in Memel. Er aber sagd: „Geborn sind sie — wie sich das gehört! — aufem Boydak, un da is auch ihr Zuhause!“

Un wie is das mit unserem Bernhard? Als Kind kam er hierher, ging inne Schul, inne Lehr, hat ausgelernt un ausstudiert un arbeit nu im Süden un is auch all dort verheirat. Un wir hucken hier un denken an Zuhause in Litauen mit große Sehnsucht. Un wenn der Jung zu Besuch kommt, denn chappt er sich die Mutter, drückt sie un sagt: „Am schönsten is doch zu Haus!“ Un er meint hier das Zuhause.

Un wie is das mit der Heimat nu richtig? Wenn geboren wirst, denn is die Mama mit ihrem Schoß un mit ihre Brust Geborgenheit un Heimat un Zuhause. Un denn kommt der Papa nach Feierand un kuckt inne Wieg un sagt: „Ei, wer is denn da?“ Un die Geschwister machen: „Kille, kille“ oder „Kitz, kitz!“ un bohren einem mitten Finger unters Kinn oder anne Brust. Un erst die Bekanntschaft un Verwandtschaft, die fodern immer: „Ei, nu lach doch emal!“ Un denn is da gar nichts nich zu lachen. Aber alles in allem is dies Heimat. Dann is noch alles einfach. Wenn einer einem frug: „Wems bist du?“ denn sagd man: „Die Mama ihrer!“ Ja, die Mama war ebend alles: Geborgenheit un Heimat. Aber denn wächst die Heimat un wird immer größer: Der Hof kommt dazu, wenn anfängst zu krabbeln, un die Straß un die Nachbarschaft kommt dazu, un denn erst die Schul un der Konfirmannten-Unterricht! Un die Freunde! Un wenn erst ins Nachbardorf inne Lehr kommst, denn wird die Heimat immer größer un weiter, un denn weißt selber nich mehr, wo sie anfängt un wo sie eigentlich aufhört.

Aber es gibt auch Leute unter die Menschen, die mitte Nas nicht ausses Dorf reichen, ja nich emal übere Straß.

Da hädden wir in Schanzen die Prichodske-Schul; das war so e Gemeideschul. Unser Albert un Ewald gingen all dort; das war noch unterm Zor; aber da wurd all deitsch gelernt. Wie die Litauer selbständig wurden, war dorten die Deitsche Schul eingerichtet, un da war der alte Gilde als Lehrer. Neben diese Schul war e großes Feld. Emal

wachsd dorten Hafer, e anderes Jahr Kartoffel; aber am lustigsten war, wenn Kumst wachsd. Wenn nämlich die Köpp abgeerntet wurden, blieben die Kumststempel inne Erd. Wenn die rausruppsd, denn hing anne Würzel e Klunker Erd, un das Ganze war für die Jungens die reinste Handgranat, mit der schmelßen konntsd, wie wolltst. Na, un denn inne Paus! Klass gegen Klass? I wol Die dachden sich was Dwatscheres aus: Straß gegen Straß! Wer umme oder inne Deutsche Straß wohnd, gehörd zu eine Partie, un wer umme Ramp wohnd, der war die andere Partie. Un die Kumststempel flogen nur so durche Luft! Wenn die Paus all längst vorbei war, stand der alte Gilde mit seinem Sswistok — so e Trillerfeif war das — un blies sich die Luft ausso Plauz; aber die Jungens hädde noch nich entschieden, wer wem über war: Deutsche Straß oder Ramp? Un dieser Kampf wurd bis nach Schul verlegt. Wohntsd inne Deutsche Straß un hädde was umme Ramp zu erledigen — e Besuch beie Tante, ein Gang für Mutter — denn gingst im Zitterns: Ei was, wenn einem Stärkeren vonne Ramp begeuust, oder gar zweien inne Quer kommst?

Wie gesagt, wie wir ausse Deutsche Straß inne Paschiarnaja umkrassellen, kamen wir umme Ramp zu wohnen. Erst stand ich aufes Kumstfeld auf die Seit un jetz mit eins aufe andere! Erst kämpfd ich für das Zuhause, jetz für ein anderes. Un wehe dem, der jetz noch inne Deutsche Straß wohnd!

Das war wie mitte Litauer. Gingst übere Straß un sprachst deitsch, denn waren da manche von sie, die schrien „Kalbék lietuviškai“ — red litaisch! Un wir rumfiden die Nas über sie un dachden so bei sich: „Red, red, bist doch man e proster Litauer, e armseliger Graufuß!“ Na ja, wenn die im Sommer barfuß rennden, wie auch wir alle Kinder, denn waschden sie sich selten die Fuß, un so hädde sie auch ihrem Namen weg: Graufuß!

Wenn ich diese Begebenheiten erzählen tu, denn sagt unser Bernhard immer: „Übertriebenes Volks- und Heimatbewußtsein führt eben zu Partikularismus!“ Was das is ‚Kalarismus‘, weiß ich nich genau, aber es wird schon stimmen, wenn Bernhard das sagt.

Wir lachden übere Litauer, un die ärgerten sich über uns. Aber fassen wir sich doch anne eigene Nas!

In Karmeliten wohnden Markwitschens, un Markwitschens Waldi studierd in Deitschland. Nu waren wir doch alle Deitsche, auch wenn wir in Litauen geboren waren un dorten wohnden. Un wer in Deitschland geboren war un auch dorten lebd, das müß doch schon ein hundertprozentiger Deitscher sein! Aber nei, fragt bloß dem Waldi; er hat es öftersch erzählt: Wie er sich für die Universität anmelden tat, frug man ihm: „Was für ein Landsmann sind Sie?“

„Deitscher!“

„Ich meine, wo kommen Sie her?“

„Aus Litauen.“

„Aha, dann sind Sie Litauer!“

„Nein!“ sagt Waldi, „ich bin Deutscher!“

„Moment“ — hört ihr? er war gebildet, der Frager, er sagt richtig:
„Moment — Moment, wir verstehen uns falsch. Sind Sie Preuße, Bayer
oder Hesse? Das meine ich!“

„Deutscher!“ un dabei blieb Waldi. Un so war er als Deutscher aus
dem Ausland mittenmang unter Preußen un Bayern un Hessen un
Schleswig-Holsteiner der einzige Deutsche!

Manche Menschen denken: Heimat, das is da, wo geboren un aufgewachsen bist; Heimat is also ein Stück Landschaft, is Haus, Hof un Garten.

Nu kennt ihr doch dem Grabowski, dem Emil Grabowski. Der war in russische Kriegsgefangenschaft. Dorten hädd er angegeben, daß er in Litauen geboren war, un so entließen sie ihm nach Litauen. Er fuhr zu Haus aufes Dorf nich weit von Schilawoten. Jetzt endlich übers Rote Kreuz kam er hierher zu'e Frau un zu'e Kinderchens. Un wenn ihm fragst, wie es inne Heimat aussehen tut, kramt er aus seinem zerplüesertem Bumaschnik — so e Art Brieftasch is das — e altes Kalenderblättche ausse Kiekelpest vor un liest, auch wenn er dem ganzen Klumpatsch auswendig kann:

*„Inne Heimat war ich wieder,
alles hab ich mir besehn, —
als ein Fremder auf un nieder
muß ich inne Straßen gehn.*

*Nur im Friedhof lern alleine
hab ich menchem Freund erkannt,
un bei einem Leichensteine
Fühl ich eine leise Hand.“*

Grabowski sagt, das Gedicht is vonnem Martin Greif, aber es kommt aus seinem, aus Grabowski sein Herz.

Seht ihr? Nich nur die Landschaft is Heimat; Heimat sind vor allem die Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Nachbar zu Nachbar.

Möge das liebe Gottche uns gute un hilfsbereite un verständige Nachbarn un Mitmenschen geben! Dann wird man uns lieben, nich weil wir Deutsche sind, un nich etwa hassen, weil wir keine Deutschen sind, sondern man wird uns lieben, weil wir Freunde un gute Nachbarn sind, un nich lieben, wenn wir das nich sind. Un denn is auch eingalsch, wo einer seine Heimat hat, wo einer herkommt un wo er lebt: aus Litauen, aus Preußen oder Bayern; in Deutschland, Amerika oder Awstralijen.

Tagebuch

aus der Gegenwart

Freistatt, den 21. Juli. Sonnabend

Schreiben? Das Leben ist wie ein Meer. Die Wellen schlagen. Oft haben sie die gleiche Richtung. Das kann man noch beschreiben. Aber meist schlagen die Wellen ungleichmäßig, jede in ihrer Art; und andere folgen, verschlucken, verdrängen, ändern die vorherigen Wellen — wer kann das zeichnen? Tagebuch ist nicht Leben.

Und sollte doch ein Begleiter bleiben. Vielleicht einmal ein Spieglein sein, das Lichter der Vergangenheit herzuspiegelt.

Vertrauter? Freund? Nein, das ist ein Tagebuch nicht. Es sei denn, man führe es als intimstes, abgeschlossenstes Geheimnis mit sich. Ich glaube, solche „Tagebücher“ sind entweder fesselnd schön — oder abscheulich und eklig.

Aber Spiegel! Ja, der Gedanke gefällt mir.

Freistatt, den 1. August. Mittwoch

Abendstille über dem Wietingsmoor. Die Sonne ist hinter den hohen Bäumen des Friedhofs schlafen gegangen. Es dunkelt. Nur in den Wolken am weiten, weiten Himmel hoch oben ist ein matter, silberner Abglanz noch da. Ein einsames Sternlein spielt Versteckchen. Es ist ganz still in Freistatt. Nur vom Pfarrhaus drüben tönen hell und klar zwei Posaunen: „Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht...“ Und dazwischen ein tiefes, warmes „Muuh“ von den Weiden.

Ich stehe am Tor und lausche. Es raschelt. Ein Igel ist auf Wanderschaft. Beschaut mich und eilt weiter. Vielleicht findet er noch Milch in Minkas Katzenschale...

In der immer tiefer werdenden Dämmerung duften die Birken. Stark, herb und würzig.

Frieden. Tiefes Glück.

Ich glaube, ich bin in Freistatt zu Hause.

Was ist das: ein Kind? Ein eigenes Kind? — Friederike „stört“ mich bei der Predigtvorbereitung: „Papa, kriege ich einen Bonbon?“ — Sie weiß, wo sie liegen. In der Schublade des Schreibisches, an dem ich sitze. Links, die mittlere. Dorthin war sie zuerst gekrabbelt. Hatte sich still überzeugt, daß auch wirklich ein Tütchen daliegt. Die Schubladen waren ja offen und z. T. aufgezogen. — „Nein, Friederike, erst wenn du ordentlich dein Abendbrot gegessen hast.“ — Einmal, noch einmal dasselbe Gespräch. Sie rutscht mir wieder vom Schoß, geht zur Zimmertür hinaus, über den dunklen Flur. Ich höre die Küchentür aufgehen und zugleich in vollster Aufregung: „Mutti! Papa hat mir versprochen ...“

Ein Leben zwischen Vater und Mutter und zwischen Mutter und Vater; hin und her; her und hin. Ist das — das Leben des Kindes?

Noch ja. Aber wie lange noch?

Bald wird es anders. Ist's eigentlich schon: wenn die fünfjährige „Räuberbraut“ von den sechsjährigen Zwillingen des Nachbarn bereits morgens um sieben in unsern Sandkasten erwartet wird ... Oder wenn sie abends beim Sechs-Uhr-Läuten mit roten Backen, winddurchblasen, gesund und vor Übermut glitzernd nach Hause kommt. Dann hat sie ihr Leben gelebt, ihr eigenes. Wer weiß (und ich glaube es nicht), ob sie dabei an Mutter und Vater gedacht hat ...

Und dennoch: es ist das Selbstverständlichste auf dieser ganzen Erde mit all ihrer Lust und all ihrem Schmerz — daß man dann wieder nach Hause kommt; ja, daß Vater und Mutter da sind. Und man pendelt zwischen beiden. Die Wogen und Wellen, die Stürze und Hochfluten, die Höhen und Tiefen, Engen und Weiten des kleinen Lebens pendeln aus. Erst laut und turbulent. Dann immer stiller. Ein „Nachthüpfen“. Und Mutter bringt sie zu Bett.

Ganz, ganz spät, wenn die Eltern schlafen gehen, hebt der Vater sein Kind aus Mutters Bett auf den Armen hinüber ins angewärmte Kinderbettchen. Im Schläfe drücken sich die Ärmchen wie von selbst um Vaters Hals ...

Und sie schläft weiter. Nun ruhen die Händchen geballt über dem Kopf, den roten Wangen, dem pustenden Näschen, dem blonden, wirren Haarschopf ...

Ein Kind. Wirklich! Ein Kind.

Freistatt, den 15. Dezember. Dienstag

Sie sind lange Wege gewandert. Irgend einmal ging dieser Weg von zu Hause weg. Unterwegs sein, heißt: in Not sein. Elend, sagte man früher. Heute kennt man das Wort nicht mehr — und übersetzt es in „Ausland“. Weil man das Elend nicht sehen will?

Sie haben an viele Türen geklopft. Um Brot, um Arbeit, um Obdach. Und sind enttäuscht oder beglückt weitergezogen.

In diesen winterlichen Tagen kommen sie zu uns, in die v. Bodelschwingschen Arbeiterkolonien Freistatt und Heimstatt. Sie klopfen an, wie Josef aus Nazareth einst an den Türen der Häuser zu Bethlehem. Lauter Josefs! Auf der Suche nach einer Herberge. Kaum, daß wir sie noch in normale, vorbereitete Betten legen können, so viele kommen heuer. „Denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“ Notplätze werden täglich geschaffen. Fast 300 Josefs sind bei uns, Brüder von der Landstraße.

Aber kein Josef hat eine Maria bei sich. Bei vielen rührt daher die Not ihres Lebens. Und dennoch soll Weihnachten werden. Und dennoch soll diesen Josefs ein Kindlein geboren werden. Und sie sollen „JESUS“ zu IHM sagen.

Wie soll das zugehen? Den Josefs ohne Maria soll das Kind in der Herberge zu Freistatt geboren werden. Ob sie es annehmen? Ob sie es liebhaben werden?

*„Aus tausend Traurigkeiten
gehn wir zur Krippe still.
Das Kind der Ewigkeiten
uns alle trösten will.“*

(F. v. Bodelschwingh)

Freistatt, den 29. Mai. Mittwoch.

Noch wirkt es stark in mir nach. Und ich wünsche und erbitte mir von Gott, daß es mir bleibe — die demütige Erkenntnis, wie klein ich bin und wie groß ER.

Es war am Sonntag. Ich hatte in einer auswärtigen Gemeinde gepredigt und war darüber froh geworden. Dennoch trieb es mich sofort nach meiner Rückkehr in die Anstalt hinüber in das Haus „Wegwende“, das jetzt ein Altersheim geworden ist. Ich wußte dort einen sehr Schwerkranken.

Herr A. bat mich schon vor Tagen um einen neueren Anzug. Er wolle zum heiligen Abendmahl gehen. — Nun lag er krank zum Sterben. Nun kann er die Abendmahlsfeier der Gemeinde nicht mehr abwarten.

So bin ich denn am Sonntagnachmittag zu ihm gegangen und brachte ihm das Brot und den Wein. In seiner kleinen Schlafkabine stand das Kreuzifix, leuchteten die Kerzen. Zuvor hatte ich noch seinen Pullover und die Strümpfe vom Stuhl räumen müssen. Daneben standen — reisefertig? — der Koffer und die Schuhe. Ich dachte an 2. Mose 12, Vers 11: „Also sollt ihr's aber essen: Um eure Lenden sollt ihr gegürtet sein und eure Schuhe an den Füßen haben und Stäbe in euren Händen, und sollt's essen, als die hinweggehenden; denn es ist des Herrn Passah.“ Aufbruch aus Ägypten, Abschiedsmahl und Wegzehrung! Ein armer Wanderer, ein Tappelbruder des Lebens, macht sich zur letzten Reise bereit!

So knie ich an seinem Bett und bete das große Sündenbekenntnis. Die Augen des A. sind geschlossen, die kraftlosen Lippen versuchen mitzuformulieren. — „Amen.“ — Aber er spricht weiter. In Stößen, mit Mühen. Ich kann begreifen und soviel verstehen: er bekennt Sünden, er hält Lebensbeichte. Mehr kann ich nicht verstehen. Eigentlich gar nichts — oder wenigstens die Tränen, die dem leidenden, alten Mann aus den geschlossenen Augen quellen und rechts und links hinabrollen ins Kissen.

Ich erschrecke: bin ich der Beichtvater? Habe ich eine Beichte zu hören?

Gott sei Dank: ER hört, ER versteht. Und ich bin gewiß: ER vergibt. So spreche ich getrost im Namen JESU die Vergebung aller Sünden zu: „Deine Sünden sind dir vergeben.“

Das ist gewißlich wahr. So wahr, wie des HErrn Leib und Blut in, mit und unter dem Brot und Wein da sind. Der Herr ist gegenwärtig, es werde stille vor IHM die ganze Welt.

— — —
Noch während ich den Talar ablege und die Kerzen lösche, ist A. eingeschlafen.

ELISABETH JOSEPHI:

In Koscheks Tiergarten



Wochenendhaus. Auffahrt in den Tierpark.

Nein, nicht die Bremer Stadtmusikanten hatten in Emil Koschek, dem jungen Deutschen aus Litauen, die Liebe zum Tier erweckt, die saß ihm schon von Kindheit an tief im Herzen. Noch in der alten Heimat hatte er sich, oft zum Entsetzen der Mutter, mit allerlei Tauben und

Getier umgeben. Das war in der sorglosen Kindheit gewesen, aber dann kamen die bitteren Jahre mit Kriegsdienst und Lagerleben. Er war getrennt von seinen Eltern. Sie wußten nichts von ihm und er nichts von ihnen. Es ist nur gut, daß die Zeit läuft, ein Tag vergeht nach dem andern ohne unser Zutun, auch die bösen Stunden vergehen, und es kam der Augenblick, da Eltern und Sohn sich fanden. Das war ein großes Glück. Aber von Liebe und Glücklichen allein kann der Mensch nicht leben. Man mußte etwas ergreifen? Aber was? Heute, da Emil Koschek drei Geschäfte in Bremen besitzt und sich, wie es in den Inseraten in der Zeitung zu lesen ist, der „Betten-Koschek“ nennt, drängt sich die Frage auf: wie ist er denn gerade auf „Betten“ gekommen? „Ach“, antwortete er, „das kam so von selbst; meine Mutter sagte zu mir: Junge, ich habe Betten besorgt, wir haben alles verloren, da mußte ich ihr eben Betten besorgen und da dachte ich, wenn ihr, dann doch gleich vielen und fing' an.“ — Jetzt besorgt er nicht nur ihr, sondern ganz Bremen kann zu ihm kommen und Betten kaufen, die sind alle in eigener Werkstatt hergestellt, selbstgefüllte Matratzen, Kissen, Decken, Federbetten. Vor 10, 12 Jahren lernte er auch nähen, na, die erste Naht — gerade wurde sie nicht, aber er verlor nicht den Mut. Auf dem Fahrrad strampelte er durch die Stadt und brachte die Ware selbst zu den Kunden, heute braucht er das nicht mehr, das besorgen seine Wagen, die durch die Straßen rollen. Als er sah, daß das Geschäft ging, nahm er sich eine reizende, kleine Frau aus Bremervörde, die ihm eine echte Kameradin wurde. Und nun ging's zu zweit noch einmal so schnell mit dem Aufbau.

Bremen ist, mit seinem herrlichen Rathaus, dem aufstrebenden Dom und dem unüberwindlichen Roland, eine schöne Stadt. Das sind Mahnmale zähen Bürgerfleißes und zeugen vom Sinn für Geist und Schönheit. Trotz allen materiellen Erfolges blieb in Emil Koschek die Sehnsucht nach etwas anderem, als nur nach Geschäften, nämlich die Sehnsucht nach einem Stück Erde mit Tieren und Bäumen. An der Autobahnstrecke Bremen—Hamburg bot sich ihm eine Gelegenheit, ein Stück Land zu erwerben. Das war vor ungefähr 10 Jahren. Es war eine Sandwüste mit kargem Kiefernbestand, die zum Naturschutzgebiet erklärt war. Kein Bauer hatte mehr Interesse an solch einem Land. Er bekam es preiswert. Es wurden ihm noch mehr Objekte angeboten, man wurde handelseinig, und so wurde er Besitzer von mehreren Grundstücken. Das alles wollte ich mir einmal ansehen, und wir verabredeten uns, eines Abends -- denn am Tage hat er keine Zeit — hinauszufahren. Herr und Frau Koschek holten mich ab, und wir sausten in ihrem Mercedes zuerst zu den Ponys. Auf einer großen Weide (6 Morgen) tummeln sich 6 Shetlandponys und drei Fohlen. „Nein, nein, nicht drei“, ruft Koschek uns zu, als wir durch knietiefes Gras zu den Ponys stapfen, „es sind vier!“ Ein viertes war in der Nacht oder am Tage geboren, ohne jegliche Hilfe. Diese anspruchslosen Tiere brauchen keine sonderliche Pflege:

Weide und Wasser genügen. Eine selbsttätige Pumpe spendet ihnen zu jeder Zeit frischen Trunk. Die Ponys jagen und tummeln sich lustig um ihren Besitzer, und das Kleinste, vor wenigen Stunden



„Als Büblein klein an der Mutter Brust.“

geborene, ist mitten darin. Sie brauchen keinen Stall, keine Spreu. Die Natur versorgt sie im Winter mit einem so dicken Pelz, daß ihnen Frost und Schnee nichts anhaben können, im Sommer werfen sie ihn ab und laufen in leichteren Fellen umher. Sie sehen unendlich urwüchsig aus mit ihren zotteligen Haaren, mit ihrem wolligen Fell.

Von den Ponys fahren wir zu einem anderen Grundstück, auf dem das Reitpferd sein Reich hat. Ein kleines Flüßchen schlängelt sich durch die Wiese und sorgt Tag und Nacht für reichliches Trinkwasser. Und dann geht es zum Wochenendhaus im Kiefernwald, das in der Nähe des Grundbergsees liegt. Überall zwischen den Bäumen sieht man kleine und größere Häuser stehen. Koscheks waren die ersten, die sich hier eine Bleibe bauten. Mittlerweile ist es ein stattlicher Fachbau geworden, mit einer großen Glasveranda, die einen reizvollen Ausblick auf den Wald und auf das Schwimmbassin vor dem Haus bietet. Doch dürfen wir uns nicht hinsetzen, wir müssen hinaus zu den Tieren, ehe die Dämmerung anbricht. Ein Pinguin begrüßt uns als erster, ein aufrechter Vogel aus fernen Kontinenten. Er steht in seiner Haustür, ohne sich zu rühren. Nebenan kreischt Ara, der buntgefiederte Papagei. Mit mir spricht er nicht, aber mit seinem

Herrn unterhält er sich wie Freund und Freundin. Eine große Baggermaschine hat hier die Erde ausgehoben und nun quillt das Moorgrundwasser empor und füllt für die Schwimmvögel ein Fließchen, das in seiner Mitte noch eine Insel trägt. Es ist ein idealer Aufenthalt für allerlei Wasservögel. Ein schwarzer und ein weißer Schwammschwimmer schwimmen einträchtig nebeneinander. Die Himalaja-Rostgänse, die Nilgänse folgen ihrem Kielwasser, und am Ufer stolzieren zwei Storchpaare, die ab und zu ein Fröschein als Leckerbissen finden.

Wir wenden uns dem Vogelhaus zu, vor ihm spreizt sich der Pfau, es ist ein weißer, er schlägt gerade ein Rad, wie ein riesiger Spitzenstrauß, in hauchiger Zartheit bietet er sich dar, ein Bild wie aus 1001 Nacht. Der bunte Plau ist schon hier aus dem Ei geschlüpft und fühlt sich ganz zu Hause. In völliger Freiheit bewegen sich die beiden stolzen Vögel. Staunend stehe ich nachher vor dem Vogelhaus, in dem es schwirrt und fliegt. Koschek ist hineingegangen und man sieht, wie vertraut die Vögel mit ihm sind, es gibt keine Aufregung unter ihnen. Er hantiert an den Brutkästen und zeigt mir etwas Süßes, Gelbes, Flaumiges in seiner Hand — ein Kanarienvogel, eben aus dem Ei geschlüpft. Ehe ich mich daran richtig erfreuen kann, surr, fliegt er davon. Die Namen all der Arten kann ich nicht so schnell behalten. „Haben Sie nicht ein Verzeichnis?“ erkundige ich mich. „O ja“, lacht er und zeigt auf seine Stirn. Er weiß genau, wieviel es sein müssen, wer hinzugekommen ist, wo eine Lücke entstand. Wachteln, die die kleinsten Vögel der Welt sein sollen, gibt es allerlei: kalifornische, chinesische ... Eine chinesische Nachtigall, die ebenso wunderbar, wenn nicht noch schöner als unsere, singt. Australische Zopftauben, Papageienvögel, ein sprechender Beo ist auch dabei, jedenfalls ein reichsortiertes Lager ist es; deshalb baut Koschek ein neues Vogelhaus. Die Familie wächst und muß mehr Raum haben, es sollen sich alle Tiere bei ihm wohl fühlen.

Wer steckt denn da seinen großen, weißen Hals hervor? Ein Lama ist es, ein wirkliches Lama, ein Gast aus Südamerika, das aber unser Gras und Heu nicht verachtet. Aber was hängen denn da für komische Tiere an einer Stange? Sind das Fledermäuse? Nein, das sind fliegende Füchse; so was habe ich noch nie gesehen. Mit einem Schwung wie Vögel sind sie unten und ergreifen ein Stück Apfel, das ihnen Koschek reicht und schon hängen sie wieder oben, Kopf nach unten, in der einen Pfote den Apfel, mit der anderen halten sie sich an der Stange, und diese Stellung scheint ihnen zu behagen, denn sie nagen an dem Apfel, der ihnen ausgezeichnet zu schmecken scheint.

Auf der Rückseite des Vogelhauses befindet sich das Gehege für die Damhirsche, der eine legt eben sein Geweih, blutrot leuchtet es zwischen den Kiefernstämmen. In der Ecke, in einem geschützten Winkel, liegt ein Kitzchen, das erst vor einigen Tagen geboren ist. Es guckt uns mit erstaunten Augen, in denen ein etwas wehmütiger Ausdruck liegt, an. Es hat sich noch nicht an diese weite Umgebung gewöhnt,

im Mutterschoß war es wärmer und sicherer. Auch die Rehe haben ihren eigenen Platz und kommen flink und leicht herbeigelaufen. Sie scheinen in der Gefangenschaft keine Nachkommen zu haben, eines kam lebendig zur Welt, verendete aber nach kurzer Zeit. Bei unserem Rundgang haben uns die beiden schottischen Schäferhunde getreulich begleitet. Es sind zwei edle Hunde, Ariane und Lassie. Ihr Betragen ist bei aller Lebendigkeit von einer gewissen Anmut, sie halten auch Maß bei der Begrüßung trotz aller Herzlichkeit.

An Raum fehlt es den Tieren hier nicht, aber wie es mit dem Futter steht, möchte ich wissen. Herr Koschek gibt mir darüber Bescheid: zu allem natürlichen Futter, das hier der Boden bietet, bekommen alle Tiere Kraftfutter. Wie man weiß, was jedem Tier bekömmlich ist? In den einschlägigen Geschäften gibt es die richtige Mischung für alle Arten. Durch dieses Kraftfutter entwickeln sich die Tiere besonders günstig, z. B. bekommen die Hirsche ein Geweih, das die in der Freiheit lebenden selten so schön haben.

Nachher sitzen wir im Hause zusammen, unten an der Bar bei einer Flasche lieblichen Mosels, und das Ehepaar Koschek spricht von den Freuden und Leiden ihrer Tierwelt. Eines Abends, so erzählt Frau Koschek, sei ihr Mann noch einmal hinausgegangen — er liebe es vor dem Schlafengehen, noch einmal einen Rundgang zu machen — da hört er ein klägliches Schreien. Er folgt dem Laut und sieht im Schein der Taschenlampe einen Marder, der aber nicht fortläuft, sondern ihn angeht. Zum Glück bekommt er eine Forke zu fassen und es gelingt ihm, dem Marder einen Schlag zu versetzen; dadurch aber würde dieser noch lange nicht kampfunfähig. Immer wieder stürzte er sich auf den Mann, dieser mußte richtige Kraft anwenden, um den Mörder totzuschlagen, es war ein böser Mörder.

Am nächsten Morgen sahen Koscheks erst die ganze Bescherung; vielen Tieren war der Hals durchgebissen. Am traurigsten waren sie über den Verlust der Flamingos, dieser Zierde des Tierparks, beide lagen mit durchgebissener Kehle tot da, wie welke Blumen, die achtlos fortgeworfen sind.

Ab und zu kommt ein befreundeter Tierarzt und sieht sich die Tiere an. Er hat nicht nur ein ärztliches Interesse an ihnen, sondern auch ein menschliches.

Es ist so natürlich, daß jeder, der von diesem Tiergarten hört, fragt: „Sind die Tiere zum Verkauf?“ oder: „Wie hoch ist der Eintritt?“ Weder das eine noch das andere. Gibt es auch so etwas? Emul Koschek tut es nur aus Freude, aus Liebe zur Natur. „Ich kann nicht nur im Steinmeer der Stadt leben“, sagt er, und seine Frau unterstützt ihn in allem.

„Von den Tieren kann man viel lernen“, erzählt mir Herr Koschek, der Besitzer des Tiergartens, „sie sind alle verschieden, jedes muß anders behandelt werden, jedes muß das ihm gemäße Futter erhalten,



Der Geweihte.



„Lassie“ und ihre Kinder.

dann geht alles glatt und friedlich zu. Meine Meinung, meinen Geschmack kann ich keinem aufzwingen. So ist es auch mit den Menschen, alle sind verschieden, und ich muß die Eigenart eines jeden achten, dann gibt es keinen Streit und Ärger."

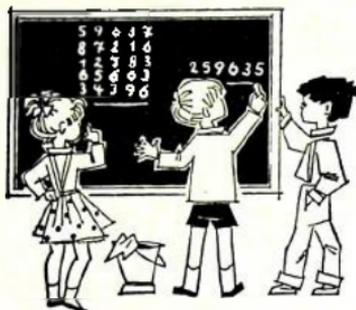
Unter solchen Gesprächen war es dunkel geworden. Wir fuhren über sandige Waldwege zur Autobahn zurück. Da brauste und sauste der Verkehr. Es beglückte mich zu wissen, daß sich in unserer Wirtschaftswunderwelt Menschen ohne materiellen Gewinn um eine Verbundenheit bemühen, um eine Verbundenheit mit der ganzen Schöpfung:

mit Baum und Erde, mit Mensch und Tier.

Stille

*Wie wird es still in unserm Leben
Wenn alle Sonnen untergehn.
Erinnerungen nur noch schweben
Um uns und Schatten, die verwehn.
Wenn unsre wegemüden Füße
Nach langem Wandern gerne ruhn —
Des Lebens Bitterkeit und Süße
Wir abschiednehmend von uns tun.
Nur in der Nächte weichem Dunkel
Der Sterne Licht verheißend blinkt,
Aus dessen lieblichem Gefunkel
Ein letztes Gold die Seele trinkt.*

GISI VON BERG



gelernt ist gelernt

I. Was der Urahn von seiner Schulzeit erzählte

Wir waren im ganzen acht Geschwister, sagte der Urahn, zwei Jungen und sechs Mädchen. Unser Vater war Tischler und machte Schränke und Stühle, die auf dem Jahrmarkt verkauft wurden. Wir mußten alle früh zur Arbeit herankommen, die Mädchen bei der Mutter, mein Bruder und ich halfen beim Vater. Aber wir Jungen hatten es besser, denn der Vater war viel nachsichtiger als die Mutter, die hatte eine lose Hand, und eine Rute steckte griffbereit in einer Ritze an der Wand. Ich erinnere mich, daß mein Bruder und ich uns einmal fürchterlich auf dem Hofe prügelten, und im Eifer dieser Schlacht brüllten wir aus Leibeskräften. Ich sah den Vater lächelnd in der Tür stehen und uns zusehen. Er freute sich, daß ich, der zwei Jahre jüngere, dem älteren so wenig nachstand. Da kam die Mutter aus dem Hause gefegt, stieß den Vater zur Seite und rief empört: „Wie kannst du das zulassen?“ Sie schwang die Rute über uns und hieb bald auf den einen, bald auf den andern ein. „Das war meine

Peitsche", schrie ich noch immer zornberaubt. „Nein, ich habe sie gefunden“, brüllte mein Bruder. Jetzt erst bemerkte die Mutter eine Peitsche auf der Erde liegen. Es war ein ganz gewöhnlicher Stock, wie ihn sich jeder Landmann selber aus Wacholder schnitzte. Die Mutter hob ihn auf.

„Ihr infamigsten Bengel, keinem von euch gehört sie“, entschied sie, die Ursache unseres Streites an sich nehmend. „Marsch in die Stube! Jeder schreibt mal die Tafel voll.“ „Wir haben doch nur eine“, schluchzte ich, denn mich kränkte es schwer, daß ich keine eigene besaß.

„Dann wirst du so lange im Buch lesen“, bestimmte sie und schob uns beide hinein.

„Der Griffel ist nicht da“, meldete mein Bruder, aber ich gab ihm einen Rippenstoß, denn ich sah die Mutter wieder schon zur Rute greifen. Mein Vater war schnell in seine Werkstatt gegangen. Diese Art der Erziehung überließ er seiner Frau. „Ich hab ihn schon“, rief ich und rettete so den Bruder vor einer neuen Tracht Prügel. Die Mutter steckte die Rute wieder in die Wand. Barre, unser litauisches Mädchen, rief aus der Küche: „Soll ich schon fegen, der Backofen ist ausgebrannt?“

„Ja, ja, ich komme gleich, ich schiebe selbst das Brot in den Ofen.“ Ohne noch einen Blick auf uns zu werfen, ging sie fort. „Ich schreibe zuerst“, erklärte mein Bruder, „gib mir den Griffel.“ Da streckte ich ihm meine Hand hin, darauf lag ein kleines Stückchen Holz. „Da nimm“, forderte ich ihn auf. Mein Bruder starrte mich an. „Den Griffel will ich“, wiederholte er. „Das ist er!“ Da fing er an zu lachen, „ach so, du hast ihn gar nicht“, jetzt lachten wir beide und freuten uns, die Mutter überlistet zu haben. Einträchtig fingen wir an, ihn zu suchen. Oben am Streckbalken war ein Brett angebunden, dort wurde unsere geistige Kost, das Gesangbuch, die Bibel, Tafel und Griffel, aufbewahrt. Wir kletterten auf den Tisch, stellten uns auf Zehenspitzen und fuhren mit der Hand auf dem Bücherbrett lang. „Ich hab ihn, ich hab ihn“, rief mein Bruder und hüpfte vor Freude. Wir besahen das verflixte Ding, das sich so lückisch versteckt hatte. Es war nur der Rest eines Griffels, aber der einzige im Hause und daher eine Kostbarkeit.

„Komm, wir wollen den Vater bitten, daß er uns einen neuen aus der Stadt mitbringt.“

Der Vater legte sein Handwerkszeug aus der Hand, als wir zu ihm hereinkamen, und hörte sich unsere Bitte an, dann zog er sein großes rotes Taschentuch hervor und machte sich einen Knoten darin, damit er es nicht vergesse.

„Aber wenn die Mutter Euch ein anderes Tuch nachher gibt?“ fragten wir mißtrauisch. Er schüttelte den Kopf. „So schnell gibt mir eure Mutter kein reines, das habe ich doch erst vorige Woche, Sonntag, bekommen.“

Dann setzte sich der Vater zu uns und half uns beim Lernen, ihm machte das Spaß. Er sagte immer: „Ihr habt einen guten Kopf.“ Mein Bruder konnte schon schneller rechnen als er, und beim Lesen mußte er sich späten, mir nachzukommen. Unsere Namen konnten wir schon längst schreiben. Und dabei hatten wir es bisher nur als Strafe gelernt. Es war nur gut, daß die Mutter so viel Grund zum Strafen hatte, das war dann gleichzeitig unsere Schule. Die Mädchen brauchten das nicht, die mußten nur die Zehn Gebote lernen, spinnen, stricken, weben, das gehörte zu ihrer Ausbildung. Vater sagte oft, wenn man uns Jungen doch in eine richtige Schule schicken könnte, aber die Mutter war dagegen: „Das kostet nur unnütz Geld, Professoren brauchen sie nicht zu werden, Hauptsache, sie lernen zu arbeiten.“

II. Wie es den Urenkeln am ersten Schultag erging

Im Hause herrschte große Aufregung. Das Zwillingsspärchen, ein Junge und ein Mädcl, mußte in die Schule. Es war ihr erster Schultag. Bevor der Vater heute morgen zur Arbeit weggefahren war, hatte er beide geherzt und geküßt. „Nun, meine beiden Kinder, von heute ab seid ihr nicht mehr meine Kleinen, von jetzt ab seid ihr Schüler und müßt jeden Tag mit euren schönen Schulranzen in die Schule gehen.“

„Aber heute noch ohne Schultaschen“, riefen die beiden, „hat Mutti gesagt.“

„Mutli, warum sollen sie denn heute noch ohne gehen?“ fragte der Vater. Die Mutter lachte: „Heute werden sie etwas anderes zu tragen haben.“

„Was anderes?“, der Vater ist sehr erstaunt, „da bin ich aber neugierig. Ich komme euch abholen, das muß ich doch auch sehen.“ „O ja, das ist fein“, riefen die Zwillinge wie aus einem Munde, „um zwölf haben wir aus.“ „Wißt ihr das schon so genau? Wenn ihr aber nicht artig gewesen seid, dann müßt ihr vielleicht nachsitzen?“ Das meinten die Kinder nun doch nicht. Es war auch gar nicht nötig, denn sie waren vor Staunen ganz still, als sie an der Hand der Mutter in die Schule kamen. War das ein großes Haus. Durch die hohen Glastüren, die hin- und herschwangen, gingen viele Kinder mit ihren Muttis die breite, helle Treppe nach oben.

„Bitte hierher“, forderte sie ein größeres Mädchen auf und führte sie bis zu einer Tür im langen Korridor. Das war die Klasse, in welche die Zwillinge hineingehen sollten, aber Multi durfte auch mit, ein bißchen fester hielten sie sich doch an ihrer Hand. Sah das aber hier hübsch aus, so viele Bänke, und vor jedem Platz stand etwas Lustiges, Buntes! Das sah so verlockend aus, daß der Junge Mutters Hand losließ und hinlief, um es näher zu besuchen. Ein Körbchen war es und lauter Bonbons und Schokoladenstückchen lagen darin. Jedes Kind bekam so ein hübsches Körbchen. Das war aber ein süßer Anfang! Dann mußten sie alle still sitzen und die Lehrerin erzählte ihnen ein lustiges Märchen, da haben sie aber alle gelacht. So schön war die Schule.

Draußen, auf der Straße, stand schon das Auto vom Vater, und er selbst stand davor und hatte in beiden Armen eine Zuckertüte, er konnte gar nicht seine Kinder umfassen, zuerst mußten sie ihm die Tüten abnehmen. Nein, solche großen Zuckertüten hatten sie noch nie gehabt. Das würde einen Schmaus abgeben!

Das war nun jeden Tag das große Ereignis, jeden Tag durften sie in die Schule und hatten eine Lehrerin, hatten Hefte und Bücher und Bleistifte und Füller, und lernten schreiben und lesen.

Das war ja jetzt überall so. Vor 100 Jahren, ja, da hatte es anders ausgesehen.

Es ist gut, wenn man daran einmal zurückdenkt und sich erinnert, was der Urahn von seiner Schulzeit erzählt hat; dann schätzt man erst richtig ein, was einem jetzt alles geboten wird.

A N S C H R I F T E N

Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen im Bundesgebiet e. V.

BUNDESVORSITZENDER UND SPRECHER: Prof. Dr. Johannes Strauch, 546 Linz, Goethestraße 7, Tel. (0 26 44) 723

BUNDESGESCHÄFTSSTELLE: 3 Hannover, Engelbosteler Damm 75 a, Tel. (05 11) 7 49 75, Postscheckkonto: Hannover Nr. 8 62 81.

REFERAT FÜR RECHTS- UND 131er-Fragen: ORR. a. D. Walter Baumgärtel, 76 Freiburg, Ludwigstraße 24.

REFERAT FÜR LASTENAUSGLEICHS- UND RENTENFRAGEN: Albert Blum, 62 Wiesbaden-Kloppenheim, Rambacherweg 5.

REFERAT FÜR PRESSEFRAGEN: Woldemar Günther, 332 Salzgitter-Lebenstedt, Am Saldergraben 12, Tel. (0 53 41) 4 20 75.

REFERAT FÜR JUGENDFRAGEN: Eduard von Hilchen, 673 Neustadt, Lüderitzstraße 18.

REFERAT FÜR FRAUEN: Frau Lydia Januszis, 7 Stuttgart-Mühlhausen, Aldinger Straße 131.

REFERAT FÜR DOKUMENTATION: Peter von Käitcheo, 2224 Burg/Dithm., Am Sportplatz 9.

REFERAT FÜR KULTUR: Pastor Alfred Franzkeit, 2839 Freistadt, Tel. Barver (0 54 48) 221.

REFERAT FÜR HEIMKEHRERFRAGEN: Albert Unger, 576 Neheim-Hüsten, Graf-Galen-Straße 21.

REFERAT ZUR BETREUUNG DER LANDSLEUTE: Hermann Hahn, 3 Hannover-Wülfel, Backhausenweg 1.

ANSCHRIFTEN DER GRUPPEN:

I. Landesgruppe Berlin:

Vorsitzender Arnold S a h m, 1 Berlin-Charlottenburg, Suarezstraße 28, Telefon (03 11) 66 67 55.

Landesgeschäftsstelle 1 Berlin SW 61, Stresemannstraße 90—102, Telefon (03 11) 18 07 11, Apparat 50.

II. Landesgruppe Baden-Württemberg:

Vorsitzender Johann S p e r t a l, 725 Leonberg, Tunnelstraße 22.

1. Bezirksgruppe Stuttgart: Vorsitzende Frau Lydia J a n u s z i s, 7 Stuttgart-Mühlhausen, Aldinger Straße 131.

2. Bezirksgruppe Tübingen-Reutlingen: Vorsitzender Max S a u r i e n, 7417 Pfullingen, Wilhelmstraße 18.

III. Landesgruppe Bayern:

1. Bezirksgruppe Südbayern: Vorsitzender Ewald Gerulat, 8359 Neustift-Blindham.
 - a) Augsburg-Schwaben: Oswald Olechnowitsch, 89 Augsburg 2, Proviantstraße 29.
2. Bezirksgruppe Franken: Vorsitzender Walter O. Lüneburger, 85 Nürnberg, Schweinauer Hauptstraße 48.
 - a) Schweinfurt: Theodor Knappke, 872 Schweinfurt, Haylmannstraße 2.

IV. Landesgruppe Bremen:

Vorsitzender Emil Koschek, 28 Bremen, Hermann-Almers-Straße 20, Telefon (93) 44 74 94.

1. Ortsgruppe Bremen: Vorsitzender Bruno Sprung, 28 Bremen, Heisinstraße 42.
2. Kreisgruppe Bremerhaven/Wesermünde: Vorsitzender Walter Fink, 285 Bremerhaven, Schwalbenweg 7.
3. Kreisgruppe Bremervörde: Vorsitzender Dr. Gustav Kubat, 2131 Gyhum, Telefon 170.
4. Bezirksgruppe Diepholz: Vorsitzender Pastor Alfred Franke, 2839 Freistatt, Telefon Barver (054 48) 221.
5. Kreisgruppe Osterholz-Scharmbeck: Vorsitzender Ewald Bronnemann, 286 Osterholz-Scharmbeck, Königsberger Straße 23.
6. Bezirksgruppe Verden: Vorsitzender Alexander Wegner, 309 Verden (Aller), Dettinger Straße 3.

V. Landesgruppe Hamburg:

Vorsitzender Eugen Ludwig, 2 Hamburg-Billstedt, Rehkoppel Nr. 123. Tel. 47 88 28.

1. Bezirksgruppe Hamburg-Geesthacht: Vorsitzender Sigismund Lung, 2057 Geesthacht, Lerchenweg 21.

VI. Landesgruppe Hessen:

Vorsitzender Albert Blum, 62 Wiesbaden-Kloppenheim, Rambacher Weg 5.

VII. Landesgruppe Niedersachsen:

Vorsitzender Arnold Döring, 3 Hannover, Yorkstraße 11, Telefon (05 11) 66 57 11.

1. Bezirksgruppe Braunschweig/Salzgitter-Lebenstedt: Vorsitzender Wilhelm Kumpfert, 3321 Salzgitter-Reppner, Am Kiehwinkel 9.
Geschäftsstelle: 332 Salzgitter-Lebenstedt, Propst-Tittelbach-Weg 11.
2. Bezirksgruppe Hannover: Vorsitzender Hermann Hahn, 3 Hannover, Backhausenweg 1.
3. Bezirksgruppe Lüneburg: Vorsitzender Eduard Kolbe, 3144 Amelinghausen.

VIII. Landesgruppe Nordrhein-Westfalen:

Vorsitzender Albert Unger, 576 Neheim-Hüsten, Graf-Galen-Straße 21.

1. Kreisgruppe Arnberg: Vorsitzender Albert Unger, 576 Neheim-Hüsten, Graf-Galen-Straße 21. Tel.: (0 29 32) 4141.
2. Kreisgruppe Bielefeld: Vorsitzender Alexander Blum, 48 Bielefeld, Angelstraße 22.
3. Kreisgruppe Bochum: Vorsitzender Edmund Klein, 432 Hattingen (Ruhr), Schillerstraße 10
4. Kreisgruppe Dortmund: Vorsitzender Adolf Hermann, 46 Dortmund, Scheffelstraße 14.
5. Kreisgruppe Düsseldorf: Vorsitzender Ewald Schaff, 4 Düsseldorf, Am Haferkamp 13.
6. Kreisgruppe Duisburg: Vorsitzender Richard Krause, 41 Duisburg, Sternbuschweg 102c.
7. Kreisgruppe Essen: Vorsitzender Otto Wiemer, 43 Essen, Langenbeck 25/27.
8. Kreisgruppe Hagen: Vorsitzender Erhard Heß, 58 Hagen (Westf), Volmestraße 54a.
9. Kreisgruppe Köln: Vorsitzender Gustav Kebbels, 5 Köln, Richard-Wagner-Straße 26.
10. Kreisgruppe Lüdenscheld: Vorsitzender Karl Butkewitsch, 588 Lüdenscheld, Glatzer Straße 78.
11. Kreisgruppe Mülheim: Vorsitzender Otto Müller, 433 Mülheim (Ruhr)-Dümpten, Ilseweg 5.
12. Kreisgruppe Oberhausen: Vorsitzender Otto Dorn, 41 Duisburg, Herwarthstraße 148.
13. Kreisgruppe Witten (Ruhr): Vorsitzender Heinrich Zimmermann, 58 Witten (Ruhr), Ledderken 2.

IX. Landesgruppe Rheinland-Pfalz:

Vorsitzender Eduard von Hilchen, 673 Neustadt, Lüderitzstraße 18.

1. Kreisgruppe Bad Kreuznach: Vorsitzende Frau Ruth Gai-galat, 6534 Stromberg/Hunsrück, Schwieker Straße 13.

X. Landesgruppe Schleswig-Holstein:

Vorsitzender Arthur Hoffmann, 237 Rendsburg, Danziger Straße 2.

„HEIMATSTIMME“, das Heimatblatt der Deutschen aus Litauen in aller Welt, 332 Salzgitter-Lebenstedt, Am Saldergraben 12, am Stadtpark, Tel. (0 53 41) 4 20 75.

Heimatortskartei der Litauendeutschen: 2224 Burg/Dithm., Buchholzer-Straße 40.

Heimatauskunftsstelle Baltikum, Abt. Litauen: 62 Wiesbaden, Luisenstraße 13, Tel. (0 61 21) 5 98 51.

Informationen in Patenschaftsangelegenheiten: Albert Unger, 576 Neheim-Hüsten, Graf-Galen-Straße 21 oder Stadtverwaltung, Tel. Nr. (029 32) 41 41.

„Deutsch-Litauische Vereinigung“ im Rahmen der „Baltischen Gesellschaft“, 8 München 15, Lessingstraße 15, Tel. (08 11) 53 16 24.

Hilfskomitee der Evangelischen Deutschen aus Litauen:
Der Vorsitzende: Senior-Pastor Hermann Jaekel, 3511 Atzenhausen, Kreis Göttingen, Tel. (0 55 45) 5 01.

Geschäftsstelle: 34 Göttingen, Götterstraße 2.
Sprechstunden: jeden Montag von 9 bis 12 Uhr. Außerdem nach Vereinbarung. Tel. 0 55 45/5 01.

Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hauptgeschäftsstelle, 7 Stuttgart 1, Alexanderstraße 23.

Evangelisches Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene, Bischof D. Heckel, 8 München 2, Nymphenburger Straße 52, Tel. (08 11) 55 40 97.

Beratungsstelle des Evangelischen Hilfswerk für Auswanderer, 7 Stuttgart, Gerokstraße 17.

Der Ostkirchenausschuß, 3 Hannover, Andreastraße 2A — Sekretariat. Tel. (05 11) 1 52 95.

Konvent der zerstörten ev. Ostkirchen — Landesstelle Hannover, 3 Hannover, Odeonstraße 13, Tel. (05 11) 1 57 37.

Deutsches Rotes Kreuz: Nachforschungszentrale für Wehrmachtvermißte, 8 München 13, Infanteriestraße 7 a, Tel. (08 11) 6 59 31; Suchdienst für Zivilverschleppte, Zivilgefangene, Zivilinternierte: 2 Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51.

Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge e. V., 53 Bonn, Wilhelmstraße 56, Tel. (0 22 21) 3 84 24

Bund der Vertriebenen — Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände — 53 Bonn, Kölnstraße 3, Tel. (0 22 21) 5 23 45.

DER DEUTSCHE AUS LITAUEN

trägt zum Zeichen seiner lands-
mannschaftlichen Verbundenheit
sein



heimatliches Wappen, das silberne
Rautenkreuz im grünen Reutenfeld
auf schwarz-weißem Schild.

Zu haben bei allen Gruppen und in den
Geschäftsstellen der Landsmannschaft.

Lieber Landsmann, lieber Leser!

Die Reihe der Jahrbücher wächst. Wer sie gesammelt hat, der besitzt einen einmaligen und fast unersetzlichen Schatz an Aufzeichnungen der alten Heimat. Nun kommt das Jahrbuch 1964 zu Ihnen. Bitte, nehmen Sie das Büchlein freundlich und verständnisvoll an. Es will Ihnen wieder von einem Stücklein Weges unserer Landsleute erzählen und es auch in Bildern zeigen. Dieses Mal spricht es hauptsächlich von der schweren Zeit nach dem Kriege und davon, wie wir Deutschen aus Litauen unser Schicksal gemeistert haben. Wir Herausgeber meinen, daß man noch viel mehr von unseren Erfolgen und unserem Glück berichten sollte — in den nächsten Jahrbüchern und in unserer „Heimatstimme“!

Auch Sie, lieber Landsmann, könnten gewiß noch mancherlei berichten . . . Haben Sie Mut — und schreiben Sie uns!

Obwohl alle Redaktions- und Verwaltungsarbeit ehrenamtlich geleistet wurde, konnte unser Jahrbuch natürlich nicht umsonst hergestellt werden. Für Papier, Druck, Versand, Porto usw. haben wir pro Exemplar

3,20 DM

verauslagt.

Dürfen wir Sie bitten, uns diesen Betrag, unter Verwendung der beigelegten Zahlkarte, auf das Postscheckkonto Hannover Nr. 88281 des Bundesverbandes der Landsmannschaft der Litauendeutschen zurückzuerstatten? Einer Aufrundung der Summe steht natürlich nichts im Wege!

Sollten Sie, was wir aber gar nicht annehmen können, dieses Büchlein unter gar keinen Umständen haben wollen, so wären wir Ihnen dankbar, wenn Sie es umgehend zurückschicken würden.

Zum Schluß noch drei kleine Wünsche:

1. Bitte Namen und Adresse auf die Zahlkarte deutlich schreiben, es erleichtert den selbstlosen Helfern die Arbeit und verhindert Falschbuchungen.
2. Bitte den Zahlkartenabschnitt ein Jahr lang als Quittung aufzubewahren, um evtl. auftretende Mißverständnisse aufklären zu können.
3. Bitte um Meldungen, wenn ein Wohnungswechsel stattfindet, es könnte sein, daß der Name zweimal in der Karte geführt wird.

In der Hoffnung, daß unser Büchlein auch Ihnen recht viel Freude bereitet, grüßt Sie herzlich die

*Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen
im Bundesgebiet e. V.*

3 Hannover, Engelbosteler Damm 75 A.

Der Deutsche

AUS

LITAUEN

IST

MITGLIED

SEINER

Landsmannschaft